Kurze

Erzählungen

für

die Jugend,

von dem

Verfasser der Ostereier,

Christoph von Schmid.

Neue Sammlung.

Zweite Auflage.

München, 1869.

Verlag von Louis Finsterlin.

Vorwort.

Diese Erzählungen sind theils neu verfaßt, theils schon vor vielen Jahren gedruckt, längst vergriffen, und finden sich nirgends mehr vor, als in den gesammelten Schriften des Verfassers.

Viele geneigte Leser wünschten, daß diese ältern kleinen Erzählungen, so wie die größern der Gesammtausgabe, die in einzelnen Bändchen erschienen sind, auf gleiche Weise wieder zu haben seyn möchten.

Der Verfasser fing daher an, die älteren, sehr verbesserten Erzählungen, nebst den neuern zu sammeln, wozu jedoch mehrere Bändchen nöthig seyn werden.

Für das gegenwärtige Bändchen wurden, aus einem großen Vorrathe, vorerst nur solche Geschichtchen ausgewählt, zu denen die Werke Gottes in der Natur, oder ein Blick auf sie, Veranlassung gegeben.

Und das mit Recht! Denn Jesus Christus selbst sagt ja: „Betrachtet die Lilien des Feldes! Betrachtet die Vögel unter dem Himmel!"

Einzelne Blicke in die Natur können uns ermuntern, in der ganzen Natur die Weisheit, Güte und Allmacht des Schöpfers zu bewundern.

Der gütige Gott gebe, daß diese kleinen Erzählungen, nicht nur zur Unterhaltung, sondern auch zur Belehrung und Erbauung dienen mögen. Er, der Allmächtige und Allgütige, lege darauf seinen Segen!

Erste Abtheilung.

Blumen.

Der Garten.

Herr Albert hatte vor dem Thore der Stadt einen Garten. Der kleine Max, sein Sohn, zeigte große Freude an den mancherlei Blumen. Der Vater wies ihm daher ein eigenes Gartenbeet an, damit er nach Herzenslust Blumen pflanzen könne. Der Gärtner grub es sogleich um, machte es mit dem Rechen schön eben, und faßte es mit grünen Primelstöckchen ein, an denen man bereits kleine Blumenknospen sah.

Nach einigen Regentagen kam der Vater mit Max wieder in den Garten. Und sieh! alle die gelben, feuerfarbenen und dunkelrothen Primeln waren nun ausgeschlagen, und in Mitte dieses Blumenrahmens bildeten auf dem braunen Grunde unzählige, zarte grüne Blättchen die drei großen schönen Buchstaben MAX.

Der Knabe blieb höchst erstaunt stehen und rief: „Was seh' ich! Da ist ja mein Name aus dem Boden herausgewachsen! O sag' doch, liebster Vater, wie konnten diese Buchstaben so groß und so schön aus der Erde hervorkommen?"

Der Vater sprach lächelnd: „Meinst du nicht, das könnte von Ungefähr so gekommen seyn? Vielleicht hat der Wind die Samenkörnlein so hingestreut, daß diese Buchstaben zum Vorschein kommen mußten."

„O nein, nein!" rief Max. „Das ist unmöglich! Doch halt — jetzt geht mir ein Licht auf. Diese Buchstaben hast du in die Erde gezeichnet, hast dann die Samenkörnlein von Kresse hineingestreut, die Körnlein wieder mit Erde bedeckt, und so kamen dann die zar-

ten Pflänzchen in dieser schönen Ordnung hervor. Das weiß ich gewiß. Gesteh es nur, liebster Vater! Das hast du gethan, um mir eine unerwartete Freude zu machen."

„Nun wohl!" sprach der Vater. „Du kannst also nicht zweifeln, daß ich diese Buchstaben gebildet habe? Betrachte nun diese Blumen, die deinen Namen umgeben. Sind sie nicht viel kunstreicher gezeichnet, als diese Buchstaben und überdies noch sehr schön bemalt? Sollte nicht irgendwo ein großer Verstand seyn, der den Grundriß dazu in die kleinen Samenkörnlein gezeichnet hat? Sollte nicht irgendwo ein liebendes Herz seyn, das uns damit erfreuen will?"

Max ergriff die Hand des Vaters und rief: „O liebster Vater! jetzt sehe ich es so klar ein, wie noch nie in meinem Leben: Gott hat diese und alle die noch viel schöneren Blumen in diesem Garten geschaffen, uns zu zeigen, daß Er uns liebe."

„So ist's", sprach der Vater; „unser ganzer Garten voll Blumen ist ein großes Buch, in dem wir auf allen Blättern lesen können, wie

freundlich, wie gütig, wie mächtig und weise der liebe Gott sey."

Die ganze Welt in ihrer Pracht
Zeigt Gottes Weisheit, Lieb' und Macht.

Der Rosenstock.

Ein Landmann, der auf einem entlegenen Bauernhofe wohnte, brachte schon im Monat März einen Rosenstrauch aus der Stadt mit, und pflanzte ihn in sein Gärtchen. Das kleine Gretchen hatte noch nie einen Rosenstrauch gesehen und sagte: „Aber was machst du doch da, lieber Vater? Wie magst du doch diese dürren, dornigen Stauden gerade in Mitte unsers schönen Gartens setzen? Diese Dornen sind eine schlechte Zierde; sie entstellen den ganzen Garten."

„Warte nur zu, mein liebes Kind, und habe Geduld!" sprach der Vater. „Da wird dieser Dornstrauch so wunderschöne Blumen

hervorbringen, dergleichen du in deinem Leben noch keine erblickt hast.“ Gretchen wollte das nicht glauben und schüttelte bedenklich das lockige Köpfchen.

Aber sieh da! Der dornige Strauch fing an auszuschlagen, und bekam schönes grünes Laub, zarte Knöspchen erschienen, die immer größer wurden; und nachdem alle Aurikeln, Tulpen und Narzissen verblüht waren, öffneten sich endlich die Rosenknospen, und der Strauch prangte mit einer Menge von Rosen, über deren herrliche Purpurfarbe und lieblichen Wohlgeruch Gretchen erstaunte. „O wie schön sind sie und wie wohl riechen sie!“ rief Gretchen mehrmal; „sie sind schöner und wohlriechender als alle andere Blumen. Der Rosenstrauch ist die schönste Zierde unsers Gartens.“

„Siehst du nun, mein Kind,“ sprach der Vater, „wie aus den Dornen Rosen aufblühen? Du mußtest zwar den ganzen Frühling hindurch darauf warten, und verlorest beinahe die Geduld. Aber nun erkennest du, wie wahr das Sprichwort ist: Die Zeit bringt Rosen. Wie mit diesem Dornenstrauch, der Rosen bringt,

so ist es auch mit den Widerwärtigkeiten des Lebens, die uns Freude bringen. Wir müssen daher Geduld haben, denn:

Aus den Dornen unsrer Leiden
Kommen Rosen vieler Freuden.

Die natürliche und die künstliche Rose.

Eine weise Mutter, die ihre Kinder gut zu erziehen trachtete, hatte zwei Rosen, eine natürliche und eine künstliche, in einem hellen Glasgefäße mit Wasser an das Fenster gestellt. Eine Biene flog herbei und setzte sich auf die natürliche Rose. Das war's, was die Mutter wünschte. Die Biene flog wieder weg, die Mutter aber wußte, sie werde wieder kommen, und rief ihre Kinder.

„Ihr seht da," sprach sie, „zwei Rosen. Eine ist auf einem Rosenstrauche unsers

Gartens gewachsen, die andere wurde von einer sehr geschickten Blumenmacherin gemacht. Nun sagt mir, welche ist die natürliche und welche die künstliche Rose? Beschaut die zwei Rosen nur recht, allein ohne sie anzurühren."

Die Kinder getrauten sich nicht, dieses zu entscheiden. „An dem Wohlgeruche," sagten sie, „ließe sich das wohl abnehmen; wir wissen aber nicht, von welcher Rose er komme, und welche also gewachsen oder gemacht sey."

Jetzt flog die Biene wieder herbei und kroch, ohne lange zu wählen oder sich nur einen Augenblick zu besinnen, in die wirkliche Rose.

„Nun, meine Kinder," sprach die Mutter, „müßt ihr nicht gestehen, daß die kleine Biene mehr Verstand hat als ihr? Sie hat ihn aber nur zu ihrem kleinen Berufe, aus dem Blumenstaube und dem Safte der Blumen Wachs und Honig zu bereiten. Von andern Dingen weiß sie nichts. Diese ihre Erkenntniß, diesen Trieb, den die Gelehrten Instinkt nennen, hat Gott ihr eingepflanzt, der für alle seine Geschöpfe liebreich sorgt."

„Wie aber ist es nun mit uns Menschen bestellt? Diese Erkenntniß, diesen Trieb hat Gott uns nicht verliehen. Gott gab uns aber den Verstand, zu erforschen und zu wählen, was uns zu unserm leiblichen Wohle dienlich sey. Er gab uns den freien Willen, aber auch das Gewissen, das uns vor dem Bösen warnt, und uns zu allem Guten hinleitet, das zum Heile der Seele nothwendig ist."

„Wir müssen daher unsern Verstand brauchen und ausbilden, um diese sichtbare Welt recht kennen zu lernen! Noch mehr müssen wir auf die Stimme des Gewissens, diese Stimme Gottes hören, die uns sagt, daß wir noch einer höheren Welt angehören. Wir können zwar die Spuren Gottes in der sichtbaren Natur auffinden; noch herrlicher aber offenbart Er sich in der heiligen Schrift, die das, worauf das Gewissen nur hindeutet, deutlich zu erkennen giebt."

Was dir nur immer nöthig ist
Für dieses und für jenes Leben,
Hat Alles dir, mein lieber Christ! —
Der weise Gott gegeben.

Dreierlei Rosen an Einem Stocke.

1.

Der Gärtner Heinrich Mai war ungemein geschickt und unermüdet fleißig. Er wußte aus seinem Garten, der eben nicht sehr groß war, dennoch großen Nutzen zu ziehen. Er veredelte die Bäume und baute außer den gemeinen auch feinere Gemüse. Blumen zog er nur wenige, aber von vorzüglicher Schönheit.

Nicht leicht hat ein Mann von geringen Vermögensumständen so viel Gutes gestiftet, als der gute Heinrich, wie er allgemein genannt wurde. Er nahm arme, fähige Knaben unentgeltlich in die Lehre und lehrte sie die Gartenkunst. Nicht weniger war er darauf bedacht, sie fromm und gut zu erziehen, und sie zu einem anständigen Betragen zu gewöhnen. Sie wurden nicht nur Meister in ihrer Kunst, sondern auch sehr brave, gute, wohlgesittete junge Männer. Sie wurden bald in herrschaftlichen Gütern als Gehülfen angestellt, und der ge-

schickteste aus ihnen wurde sogar fürstlicher Hofgärtner.

Der gute freundliche Gärtner Heinrich hatte keine größere Freude, als Andern Freude zu machen. Er beschenkte die Kinder aus dem Dorfe, die bei ihm Bohnen, Kohlrabi oder Salat holten, allemal mit einem Paar Birnen, Pflaumen oder wenigstens mit einer gelben Rübe. Wenn er in seinem einspännigen Wägelchen mit vorzüglichen Gemüsen auf den Wochenmarkt in die Stadt fuhr, so fanden sich die Frauen, von einer Magd mit einem Korbe begleitet, am liebsten bei seinem Stande voll auserlesener Gemüse ein, und er überreichte jeder, die von ihm Spargel, Blumenkohl oder eine Melone kaufte, einen schönen Blumenstrauß.

Wer arm, doch gutgesinnt und weise,
Der kann in seinem kleinen Kreise
Wohlthäter vieler Armen seyn,
Und auch die Reicheren erfreun.

2.

Einmal hatte Heinrich einen Rosenstengel zu einem Bäumchen gezogen und dreierlei

Rosen darauf gepelzt. Als die rothen, weißen und gelben Rosen prächtig blühten, stellte er das Rosenstöckchen vor das Fenster seines niedrigen Hauses. Alle Vorbeigehenden erstaunten über die dreierlei Rosen an Einem Stocke. Am nächsten Morgen fuhr die Fürstin mit einer Hofdame vorbei; sie befahl zu halten, und beide Damen konnten sich über das schöne Rosenstöckchen nicht genug wundern. Die Kunst auf Einem Strauche verschiedene Rosen zu ziehen, war damals noch neu und Beiden gänzlich unbekannt.

Heinrich hatte ungesehen bemerkt, welche große Freude die Fürstin an diesen Rosen hatte. Er wußte, daß die Fürstin, die sich im Sommer auf einem benachbarten Lustschlosse aufhielt, zu Zeiten Morgens in die Stadt und Abends wieder zurückzufahren pflegte. Auch hatte er vernommen, daß der Hofgärtner, sein ehemaliger Lehrling, sich eben auf dem Schlosse befinde, um da in dem Garten Einiges anzuordnen. Heinrich spannte daher sogleich sein Wägelchen an, das mit Reifen und grauer Leinwand überwölbt war, fuhr hin und bat

den Hofgärtner, das Rosenstöckchen in das Kabinet der Fürstin zu stellen, damit sie bei ihrer Zurückkunft es finde.

Am folgenden Morgen kam der Hofgärtner zu Heinrich und sprach: „Die Fürstin hatte an den schönen Rosen eine ganz ungemeine Freude, sie läßt Ihnen sagen, Sie sollen sich eine Gnade ausbitten, welche Sie wollen, sie werde, wenn es je in ihrer Macht stehe, die Bitte gewähren."

Heinrich, der ein sehr genügsamer Mann war, sprach: „Ich erkenne es mit Ehrfurcht, daß die Frau Fürstin so gnädig gegen mich gesinnt ist. Indeß wäre es mir Leid, wenn Ihre Durchlaucht auch nur denken könnten, daß ich es mit dem Rosenstöcklein auf irgend ein Geschenk abgesehen habe; auch weiß ich gegenwärtig gar nichts, was mir nöthig wäre. Jedoch behalte ich mir vor, wenn ich in irgend eine Noth kommen sollte, von dem gnädigsten Anerbieten Gebrauch zu machen."

Hat Gott dir, was du brauchst, beschieden,
Dank Ihm und sey damit zufrieden,
Denn wer nach Mehr als nöthig trachtet,
Ist tadelnswerth und wird verachtet.

3.

Es stand nicht lange an, so kam Heinrich wirklich in große Noth. Der gutherzige Mann war für einen Jugendfreund, einen Krämer, Bürge geworden, und dieser wurde vergantet. Heinrich wurde vor Gericht gerufen und ihm ein Tag bestimmt, an dem er die verbürgte Summe zu erlegen habe. Dies war ein harter Schlag für ihn. Er selbst hatte sein Haus und seinen Garten mit Schulden übernehmen müssen, und obwohl er sie größtentheils abgezahlt hatte, so wußte er doch nicht so viel Geld aufzutreiben und sah voraus, daß er um Haus und Garten kommen könne. Indeß wagte er es, einen reichen Kaufmann, der ihm öfter Blumenstöcke und junge Baumstämmchen abgekauft hatte, und immer sehr gefällig und freundlich gegen ihn gewesen, zu bitten, ihm diese Summe vorzustrecken. Allein der reiche Herr war kein so großer Menschenfreund als Gartenfreund, und sprach: „Es thue ihm unendlich leid, daß er zu dieser Zeit

nicht über so viel baares Geld, 300 Gulden! verfügen könne."

Heinrich machte sich sehr traurig auf den Weg nach Hause. Es war schon spät am Abende und bereits dunkel. Er betete auf dem ganzen Wege, Gott wolle ihn aus dieser großen Noth erretten. „Ach," seufzte er, „es wäre doch hart, wenn ich in meinen alten Tagen noch aus meinem Garten wie aus dem Paradiese vertrieben würde. Laß dies nicht geschehen, lieber Vater im Himmel! Doch nicht wie ich will, sondern wie Du willst."

Als er in sein Haus trat, sagte er der Haushälterin, er esse heute nicht zu Nacht; er nahm ein Kerzenlicht und ging in seine Schlafkammer. Aber wie erstaunte er da! Auf seinem Nachttischchen lagen drei Rollen Geld, jede, wie darauf geschrieben stand, zu 100 Gulden. Eine war in rothes, die andere in weißes, die dritte in gelbes Papier eingewickelt. Ein Blättchen lag dabei mit den Worten: „Aus dankbarer Erinnerung an das Rosenstöckchen." Der Name der Fürstin stand darunter.

Heinrich blickte zum Himmel auf, schlug die Hände zusammen und sprach: „O Gott! Du, der Du die Herzen der Könige und Fürsten wie Wasserbäche leitest, Du hast es der gütigen Fürstin in den Sinn gegeben, mich durch dieses große Geschenk aus meiner Noth zu erretten. O ich bitte Dich, segne die gute Fürstin mit Deinem besten Segen!"

Allein, wird man fragen, wie ist es zugegangen, daß die Fürstin dem guten Heinrich so unerwartet aus der Noth geholfen hat? — Der Hofgärtner hatte gehört, welches Unglück seinem ehemaligen Meister drohe. Er hatte sich sogleich zur Fürstin begeben, und ihr Alles erzählt. Die Fürstin sprach: „Wer Anderen so gerne hilft und ihnen Freude macht, wie der gute Heinrich, dem muß man ja wieder helfen und ihm Freude machen."

Sie gab dem Hofgärtner die drei Geldrollen, sagte, er solle sie in dreierlei gefärbtes Papier wickeln, und das Geld heimlich auf Heinrichs Tisch legen, wie der brave Mann ehemals das Rosenstöckchen auf ihr Tischchen hatte stellen lassen.

Heinrich, der von diesem Allem noch nichts gewußt hatte, kam voll Freude aus seiner Kammer und fragte die Haushälterin, wer heute da gewesen sey? „Niemand," sagte sie, „als der Herr Hofgärtner; er hat mir aber strenge verboten, Ihnen ein Wort von dem Gelde zu sagen, bevor Sie es gefunden hätten."

Mit Anbruch des Morgens reiste Heinrich nach Hof, und bat den Hofgärtner ihn zu melden, damit er der allergnädigsten Fürstin seinen Dank bezeugen könne. Der Hofgärtner führte ihn vor. Die Fürstin hatte Heinrich noch nie gesehen. Sie begrüßte den alten Mann mit grauen Haaren und von sehr redlichem, treuherzigen Aussehen, überaus gnädig und betrachtete ihn mit Wohlgefallen. „Mein Hofgärtner," sprach sie, „hat mir erzählt, welche große Wohlthaten Sie armen Knaben erwiesen und dieselben zu wackern, brauchbaren Männern gebildet haben. Wer barmherzig ist, dem wiederfährt Barmherzigkeit. Ich bin Ihnen für das schöne Rosenstöckchen allerdings Dank schuldig. Dieses Stöckchen aber mit den dreierlei Rosen, das noch sehr schön blüht,

ist nicht das größte Verdienst, das Sie um mich und das fürstliche Haus haben. Sie haben nns einen vortrefflichen Hofgärtner und den treuesten Diener verschafft. Durch das Rosenstöckchen aber hat die göttliche Vorsehung mich auf Sie aufmerksam gemacht, und mir — wofür ich dem gütigen Gott danke! — die Gelegenheit verschafft, auch Ihnen einen kleinen Dienst zu erweisen.

Zum Besten Andrer sich bemühen,
Läßt uns die schönsten Blumen blühen.

Die Lilie.

Mitten in Luisens freundlichem Blumengärtchen stand, auf einem runden, mit Buchs grün eingefaßten Brettchen, eine unvergleichlich schöne weiße Lilie in vollster Blüthe. Luise selbst noch nicht viel größer als ein Lilienstengel, betrachtete eines Morgens die schöne Blume, wie sie im röthlichen Morgenstrahle

von Thau funkelte, und blickte mit Entzücken und voll Dankes zu Demjenigen hinauf, der Sonne, Thau und Blumen geschaffen hat. Luisens Aeltern freuten sich der frommen Empfindungen ihrer Tochter, und sagten sich leise: „Sie selbst ist eine schuldlose, schön aufblühende Lilie; sie erfreut sich noch ihrer Taufunschuld.“

Allein ehe ein Jahr verging, starb Luise; und als nun die Lilie wieder blühte, gedachte die Mutter ihrer verblichenen Luise, und vergoß heiße Thränen. Da sprach der Vater: „Als diese schöne Lilie hier noch eine junge Pflanze war, und in einem Winkel des Gartens aufsproßte, nahm ich sie aus der Erde, und unsere Luise war darüber betrübt und sagte, es sei Schade um das schöne Gewächs. Da aber die Lilie, an eine bessere Stelle verpflanzt, die Zierde dieses Gärtchens ward, freute sich Luise und dankte mir, daß ich die Blume versetzt hatte. Darum weine nicht, liebe Mutter, sondern freue dich vielmehr! Unsere Luise blüht ja nun, dieser Erde entnommen, im Paradiese.

Sie ward von Gottes Hand
Versetzt in's beſſ're Land.

Die Nelke.

Ein Gärtner hatte in seinem Garten eine prächtige Nelke gezogen, deren zarte Farbe und herrlichen Wohlgeruch Jedermann bewunderte.

Da kamen nun einmal ein vornehmer Herr und seine Frau Gemahlin in den Garten und betrachteten die Blume.

Allein der Herr sagte: „Die Farben der Nelke sind gar nichts besonderes; der Geruch ist übrigens sehr gewürzhaft und überaus angenehm.“

Die Frau aber rief: „Nein, nicht so! Es ist gerade umgekehrt. Die Farben der Blumen sind unvergleichlich schön; allein leider! hat sie ganz und gar keinen Geruch!“

Der Gärtner konnte diese seltsamen Urtheile nicht begreifen, bis er endlich merkte, daß der Herr nicht recht wohl sah, und die Frau eben den Schnupfen hatte.

Da sagte der Gärtner bei sich selbst: „Wie es meiner schönen, wohlriechenden Nelke

ging, so geht es manchem Schönen und Guten. Ja die edelsten und heiligsten Dinge werden hie und da von einem Menschen getadelt, dem es am rechten Sinne fehlt, ihre Vollkommenheiten wahr zu nehmen."

Kann dich das Beste nicht vergnügen,
So muß an dir der Fehler liegen.

Die Hyazinthe.

1.

Die Wittwe des ehemaligen Schloßgärtners wurde gefährlich krank. Die Frau des Schlosses, zunächst dem Dorfe, die auch schon längst Wittwe war, ließ unverzüglich den Arzt aus der Stadt rufen, schickte der Kranken, als sie etwas besser wurde, mehrere Wochen hindurch täglich ihr dienliche Speisen, und bezahlte Doktor und Apotheker.

Hannchen, die erfreute Tochter der geretteten Mutter dachte: „Die gnädige Frau hat so viel für meine liebe Mutter gethan! Möchte

ich dieser unserer großen Wohlthäterin doch auch eine kleine Freude machen können, um ihr meine Dankbarkeit zu bezeugen."

Hannchen wußte, die Frau habe großes Wohlgefallen an schönen Blumen. Sie setzte daher im Herbste die Zwiebel einer vorzüglich schönen Hyazinthe in ein zierliches Blumen-Geschirr, um sie im Winter zum Blühen zu bringen. Es gelang vollkommen, und sie überbrachte die herrlich blühende Hyazinthe, die mit einer Menge überaus schöner röthlicher Blumen prangte, der wohlthätigen Frau.

Die Frau hatte über die schöne Blume eine ganz ungemeine Freude. „O, wie schön," rief sie mehrmal, „wie unvergleichlich schön! Welche Pracht! Welche Fülle dicht aneinander gedrängter Blumenglocken! Und welcher Wohlgeruch! In der That, ich bin — zumal jetzt im Winter, da noch Berg und Thal mit Schnee bedeckt sind — über den Anblick und lieblichen Duft der Blume ganz entzückt."

Sie wollte Hannchen beschenken. — Allein das gute Mädchen sagte: „Verderben Sie mir meine Freude nicht. Sie waren gegen

meine Mutter so unbeschreiblich gütig; verschmähen Sie doch meinen armen, geringen Dank nicht!" Hannchen entfernte sich schnell.

Schön ist's, wohlthätig sich und dankbar zeigen,
Mach' dieses schöne Tugendpaar dir eigen.

2.

Als die Hyazinthe abgeblüht hatte, befahl die Frau ihrer Magd, den Blumentopf dem guten Hannchen zurückzubringen. Die Magd war schon seit lange her sehr unwillig über die Gärtnerswittwe und ihre Tochter; es war ihr zu viele Mühe gewesen, die Speisen hinzutragen. Sie ließ, als sie in das Stübchen trat, den Blumentopf, als geschehe es aus Ungeschicklichkeit, fallen, daß er in Scherben zerbrach, ging, und schlug die Thüre hinter sich zu. Hannchen hörte sie draußen laut lachen.

Die gefühllose Magd, die sich noch sonst schlecht betrug, kam in der Folge um ihren guten Dienst.

Wer für Bedrängte jede Mühe flieht,
Der hat ein rohes, eisernes Gemüth.

3.

Hannchen wollte die Blumenzwiebeln aus der Erde herausnehmen. Da sah sie etwas schimmern. Es war ein Goldstück. Sie suchte weiter nach und fand noch ein anderes. Sie machte sich eilig auf, das Gold der Frau zu bringen.

„Je," sagte die Frau, „diese Goldstücke habe ich schon lange vermißt. Unlängst kamen einige französische Husaren in den Schloßhof gesprengt, ja ich hörte schon einige die Treppe heraufstürmen. Ich verbarg die Goldstücke, die auf dem Fenstersimse lagen, eilig in die Erde des Blumentopfes. Zwei Offiziere traten in das Zimmer, sagten, daß sie ihre Leute in das Dorf geschickt, und baten, sie Beide in mein Schloß aufzunehmen. Sie betrugen sich übrigens immer sehr gut und bescheiden, jedoch hatte ich genug zu thun, um sie anständig zu bewirthen. Erst, als sie fort waren, gedachte ich wieder der Goldstücke. Ich erinnerte mich wohl, daß ich sie versteckt hatte, aber ich konnte — wie denn das Alter vergeßlich macht — mich nicht mehr besinnen, wo?"

Zu Hannchen sprach die Frau: „Du wolltest neulich das Goldstück, das ich dir wegen deiner Dankbarkeit geben wollte, nicht annehmen; nimm nun diese zwei Goldstücke, als einen Lohn deiner Ehrlichkeit. Gott hat dieses Gold auf eine seltene Art dir in die Hand gegeben.“

Die Ehrlichkeit ist mehr als Goldes werth,
Sie wird von Gott und Menschen hochgeehrt.

Ein Blumentopf voll Levkoyen.

Eberhard hatte mehrere, sehr schöne Levkoyen in Einen Blumentopf gepflanzt; allein sie wollten nicht gedeihen. „Es sind zu viele in dem Topfe,“ sagte er, „ich will einmal eine herausziehen, damit die übrigen mehr Raum haben.“ Er that es, und alle übrigen fingen an zu trauern und verwelkten zuletzt gar.

Er betrachtete betrübt die Blumen, und der Vater sprach: „Du hast mich neulich gefragt, wie die Worte zu verstehen seyen: „Wer ein

Gebot Gottes übertritt, hat alle übertreten.“ Da siehst du es nun mit Augen. Die Wurzeln dieser Blumen waren alle in einander verschlungen; indem du eine Blume herauszogest, hast du auch die Wurzeln der übrigen beschädigt, ja den ganzen Grund, aus dem sie hervorwachsen, locker und ledig gemacht. So sind auch alle Gebote Gottes, nicht nur wie die Wurzeln dieser Blumen miteinander in Eins verwachsen, sondern ihre Befolgung kann nur aus dem Einen Grunde eines liebenden Herzens emporsprossen, wachsen und gedeihen.“

Wer Ein Gebot zu brechen nicht erzittert,
Hat Aller Grund in seiner Brust erschüttert.

Die Resede.

„Aber warum haben Sie doch immer dieses kleine, grüne Kräutlein in dem zierlichen Blumentopfe von weißem Porzellan hier am Fenster stehen?“ fragte Blandine ihre Mutter.

„In unserm Garten blühen doch eine Menge Blumen; womit erwarb sich gerade dieses unbedeutende Pflänzchen vor allen übrigen Gewächsen ein solches Vorrecht?“

„Es ist wahr,“ sprach die Mutter, „dieses zarte Gewächs, Resede genannt, prangt weder mit dem Purpur der Rose, noch mit dem weißen Atlasglanze der Lilie, noch mit der bunten Farbenpracht der Tulpen; allein seine unansehnliche, schmucklose Blüthe hat einen so milden, sanften Geruch, daß er wohl selbst den Wohlgeruch der Rose übertrifft, und noch spät im Herbste, ja sogar im Winter, wenn längst alle Blumen verwelkt sind, erfüllt es das Zimmer noch mit seinem erquickenden Dufte. Die Resede ist deßhalb ein Bild der stillen bescheidenen Tugend, die allein wahren Werth hat, und dann noch besteht, wenn alle vergängliche Schönheit längst verblüht seyn wird.“

Wir wollen äußern Glanz nicht achten,
Und nur nach inn'rer Güte trachten.

Die Veilchen.

Wilhelmine, weil sie noch sehr klein war, Minchen genannt, das Töchterchen des gräflichen Verwalters, ging durch den Schloßgarten, um der alten Bötin Gertraud einen Brief zu bringen, den sie in der Stadt auf die Post geben sollte.

Minchen kam an einem Plätzchen vorbei, wo in der vergangenen Nacht eine Menge der ersten Veilchen aufgeblüht waren. Sie war immer darauf bedacht, den Menschen Freude zu machen; sie pflückte daher zwei Sträußchen, das eine für ihren Vater, das andere der alten Gertraud.

Gertraud, eine arme Wittwe, die überaus fromm war, hatte an den holden Blümchen große Freude, bewunderte an der sanften blauen Farbe und dem lieblichen Wohlgeruch die Allmacht des Schöpfers, und lobte Minchens freundliche Güte.

„Ach," sagte Minchen, „ich wollte Euch gerne anstatt der Blümchen so viele Goldstücke

geben, wenn ich sie hätte." Da Minchen aus Gertrauds Reden abnahm, daß ein solches Sträußchen in der Stadt wohl einigen Geldwerth habe, ging Minchen hin, pflückte viele Veilchen, band sie zierlich in Sträußchen, füllte damit ein Körbchen, und brachte es der guten Alten.

Gertraud bekam in der Stadt für jedes Sträußchen, weil es die ersten Veilchen waren, die man in diesem Frühlinge sah, einen Kreuzer, oder wohl gar einen Groschen, und Minchen brachte ihr nun an jedem Botentage ein Körbchen voll Veilchen, die man in der Stadt noch immer sehr gerne kaufte, wiewohl nicht so theuer wie Anfangs.

Gertraud sprach mit Thränen in den Augen: „O liebstes Minchen, glaube mir, so gut mir das erlöste Geld kommt, so freut es mich doch noch mehr, daß du gar nicht stolz, sondern gegen eine arme, alte Wittwe so liebevoll und wohlthätig bist. Du selbst gleichst einem Veilchen, das im Stillen süße Wohlgerüche aushaucht. Wie die Menschen an dem bescheidenen Blümchen, das so süß

duftet, Freude haben, so sieht der liebe Gott gewiß auch mit Freude auf dich herab."

„Du thust ganz, was das Sprüchlein sagt, das du schon in der Schule gelernt hast:

Dem holden Veilchen gleich,
Das im Verborg'nen blüht,
Sey immer demuthreich,
Und wohlzuthun bemüht."

Die Maiblümchen.

Die kleine Rosine, die Tochter eines armen Taglöhners, lag krank; Lotte, die Tochter des Amtmanns, brachte ihr, weil das kranke Kind sonst nichts genießen konnte, täglich ein Schüsselchen voll Suppe.

Als Rosina wieder gesund war, sagte sie: „Das liebe Fräulein hat mir in meiner Krankheit viel Gutes gethan. Sie selbst nahm sich immer die Mühe, mir die Suppe zu bringen. Möchte mich doch der liebe Gott in den Stand

setzen, ihr einen recht großen Dienst zu erweisen! Ach, daß ich ihr nur eine kleine Freude machen könnte!"

Sie hörte, daß Lotte die Maiblümchen ungemein gern habe. Sie ging daher vom ersten Mai an fast täglich in den Wald, um für Lotte das erste Sträußchen von den lieblichen Blümchen zu pflücken.

Nach langem Suchen erblickte sie endlich tief im Walde, im Schatten einer alten Eiche, eine Menge Maiblümchen. Sie pflückte davon, setzte sich unter den Eichbaum, und band die schönen grünen Blätter und die lieblichen weißen Blüthenglöcklein in zierliche Sträußchen. Da hörte sie in dem nahen Dickicht zwei Räuber mit einander reden.

„Du," sagte der Eine, „jetzt können wir uns an dem Amtmanne rächen, der meinen Bruder in das Zuchthaus gebracht hat. Sieh, da habe ich den Schlüssel zu der Thüre des Amtshauses, den die dumme Magd an der Hausthüre stecken ließ."

„Gut," sagte der Andere, „wir wollen heute Nacht den Amtmann mit Weib und Kind er-

morden, und dann die volle Amtskasse ausleeren."

Rosina schlich sich mit ihren Maiblümchen erschrocken davon, brachte sie Lotten, und erzählte, was die Räuber gesagt hatten. Der Amtmann bestellte heimlich einige bewaffnete Männer, und wachte mit ihnen in dem Hausgange. Um Mitternacht kamen die Räuber wirklich zur Thüre herein, wurden gefangen, und in der Folge für ihre bösen Thaten bestraft.

Der Amtmann aber sprach zu seiner Tochter: „Liebe Lotte, deine Wohlthätigkeit hat über unser Haus einen großen Segen gebracht. Du hast die arme Rosine mit ein wenig Suppe gespeiset; sie aber hat unter Gottes Leitung uns allen das Leben gerettet."

Lotte sagte: „Der gütige Gott hat Rosinens Verlangen, sich mir dankbar zu bezeigen, und meine Freude an den holden Blümchen, dazu benützt, mir und meinen lieben Aeltern eine so große Wohlthat zu erweisen. Die Maiblümchen werden mir von nun an zweifach lieb und werth seyn, einmal, weil an

ihnen Jedermann die Freundlichkeit Gottes erkennen kann — und dann, weil sie mich an die große Liebe und Erbarmung Gottes erinnern, womit Er uns alle vor einem schauerlichen Tode bewahrt hat."

Theil mit dem Hungrigen dein Stücklein Brod,
Er rettet dich vielleicht aus größ'rer Noth.

Das Vergißmeinnicht.

„Wie heißt man denn diese schönen, himmelblauen Blümchen hier an dem klaren Bächlein?" fragte Sophie ihre Mutter. „Ich sah sie schon öfter gemalt oder gestickt, weiß aber noch nicht einmal, wie man sie nennt."

„Man nennt sie Vergißmeinnicht," sprach die Mutter, „weil man diese niedlichen Blümchen, die so schön mit der Farbe des Himmels geziert sind, scheidenden Freunden zum Andenken zu geben pflegt."

Sophie sagte: „Ich habe mich noch nie von Aeltern, Geschwistern oder Freunden trennen müssen. Ich weiß daher Niemand, an den mich ein solches Blümchen erinnern könnte."

Die Mutter sprach: „So will ich dir Jemand nennen, an den dich dieses Blümchen erinnern soll — es ist Derjenige, der es geschaffen hat. Jede Blume im Garten erinnert uns an ihren und unsern Schöpfer.

Ein jedes Wiesenblümlein spricht:
Vergiß des lieben Gottes nicht."

Eine schöne Purpurblume.

Ein adeliges Fräulein ging aus ihrem Garten vor dem Thore der Stadt nach Hause. Sie trug eine schöne Blume von prächtig rother Farbe in der Hand. Ein junger Mohr, der ihr begegnete, nahm ihr mit unwilligem Gesichte die Blume, und warf sie in den

Stadtgraben. Was er dabei sagte, verstand sie nicht.

Einige Damen, die eben spazieren gingen, und dieses von Ferne sahen, wurden sehr aufgebracht, und behaupteten, der kleine Schwarze sey ein großer Bösewicht.

Die Damen verklagten den Mohren bei seinem Herrn, einem französischen Obersten. Der Diener wurde zur Rede gestellt — und nun fand sich, die schöne Blume sey der sogenannte purpurrothe Fingerhut gewesen — eine Giftpflanze, deren Duft betäubend, ja in Schlafzimmern aufbewahrt, erstickend und lebensgefährlich werden kann. Der wackere Mohr hatte die Blume nur aus Menschenfreundlichkeit, um Unglück zu verhüten, weggenommen. Er wurde nun so sehr gelobt, als er vorhin getadelt worden.

Der verständige Oberst sagte, daß es überhaupt gefährlich sey, starkriechende Blumen in dem Schlafzimmer zu haben; machte aber ganz vorzüglich noch die Bemerkung: „Wir sehen da, wie leicht wir irren, wenn wir die Absichten unsers Nebenmenschen beurtheilen wol-

len; wie noch mehr müssen wir irren, wenn wir Gottes Absichten richten wollten? Wenn ein guter Mensch, der uns zu schaden scheint, uns im Grunde nützt, wie viel mehr muß Gott immer unser Bestes wollen! Wenn Er uns dieses oder jenes nimmt, was uns angenehm oder nützlich scheint, so laßt uns denken, es hätte uns leicht zum Schaden gereichen können."

Laßt uns, sollt' Gott uns manches Gut entreißen,
Ihn stets als weis' und gütig preisen.

Das Rosengeranium.

Der Gärtner Lorenz war ein ganz ungemein fleißiger Mann, verstand sich aber blos darauf, gewöhnliche Gemüse zu bauen und gewann damit nur so viel, daß er, bei seinem genügsamen Sinne, sich ehrlich nähren und Aermern, als er war, manche nicht unbedeutende Wohlthat erweisen konnte.

Die arme Wittwe eines treuen Taglöhners, der ihm bei dem Umgraben der Gartenbeete geholfen hatte, starb und hinterließ eine Waise, ein Mädchen von sechs Jahren, das keine Anverwandten hatte. Aus Mitleid mit der kleinen, verlassenen Marie und im liebreichen Andenken an ihren guten Vater nahm Lorenz sie an Kindesstatt an.

Marie war ein frommes, stilles, sinniges Kind, das sich immer zu beschäftigen wußte.

Einst fand sie ein Blumensträußchen, das Jemand verloren oder weggeworfen hatte. Die Blumen waren bereits verwelkt, nur die grünen Blättchen eines Rosengeraniums, wegen seines Rosengeruches so genannt, waren noch ganz frisch. Marie setzte das Zweiglein in das Beetlein, das ihr der Gärtner in einer Ecke des Gartens angewiesen hatte.

Lorenz lobte ihren Fleiß, lächelte aber über ihre emsige Geschäftigkeit als über ein Kinderspiel. Allein zu seiner Verwunderung bemerkte er nach einiger Zeit an dem Zweiglein neue junge Blättchen. — Die Geranien waren damals in Deutschland noch nicht lange be-

kannt, aber wegen ihrer wohlriechenden grünen Blätter oder der lebhaften Farbe ihrer Blüthen allgemein beliebt, und wurden auch theuer bezahlt. Die Kunstgärtner hielten es daher geheim, wie leicht die meisten dieser Gewächse sich durch Ableger fortpflanzen lassen. Lorenz war über die Entdeckung dieses Geheimnisses sehr erfreut. Er nahm das Zweiglein auf das sorgfältigste in Acht und es wurde ein ziemlich großer Strauch, von dem er wieder Ableger machen konnte. Er wußte sich auch Zweige von andern schönen Geranien zu verschaffen, die er eben so erzog. Er setzte sie in zierliche Blumengeschirre und brachte davon von Zeit zu Zeit mit seinen Gemüsen einige auf den Wochenmarkt in der Stadt. Man kaufte sie begierig für die bekannten, nicht geringen Preise.

Diese neue Einnahme kam dem guten Manne, der bereits alterte und in Mangel und Noth gerieth, sehr gut. Er konnte nun doch, was er bisher nie vermochte, wenigstens an den Sonntagen, ein Gläschen Wein trinken. Vorzüglich war er aber darauf bedacht, für

seine Pflegetochter, der er fast gar nichts hätte hinterlassen können, ein künftiges kleines Heirathgut zu sammeln.

So liebreich hatte der gütige Gott ihn für seine Wohlthätigkeit belohnt, und auch für die arme Waise nach dem Tode ihres Pflegevaters gesorgt — durch ein Geranienzweiglein.

Gott hat der Mittel viele —
Verbleibet Ihm getreu,
Er führt zum frohen Ziele
So groß die Noth auch sey.

Die Diamantpflanze.

Franziska saß früh Morgens an ihrem Arbeitstischchen und nähte an einem Kleide; Therese, ihre Freundin, kam ihr zu helfen und rief, als sie in das Zimmer trat: „Heute Morgens ist es sehr kalt! Mich frierts an die Finger; ich werde nicht sogleich die Nadel halten können.“

Franziska nahm einen Blumentopf vom Fenster herein, stellte ihn auf das Arbeitstischchen und sprach: „Da sieh einmal dieses Kräutchen an!“

„Je,“ rief Therese, „das helle Eis! Das Kräutchen ist vom Reifen über und über wie kandirt. Die Kälte ist noch heftiger, als ich meinte.“

„Nicht doch,“ sagte Franziska lächelnd, „ich wollte dir nur zeigen, wie leicht man sich irren kann, wenn man ein Ding nicht näher betrachtet! Sieh das Kräutchen einmal recht an. Die Hand des Schöpfers zierte Stengel und Zweige, Blättchen und Knospen mit so schönen krystallhellen Perlen! Weil diese Perlen, wenn man sie nur flüchtig ansieht, wie Eis aussehen, so nannte man dieses Kräutchen — das Eiskraut.“

Franziska stellte das Eiskraut an das Fenster, damit die Sonne darauf scheine, und Therese rief erstaunt: „O wie prächtig ist es jetzt! Wie schimmern und glänzen alle Blättchen! In der That, jedes Perlein ist gleichsam in einen kleinen Diamant verwandelt,

der alle Farben spielt, und wenn man die Blicke hin und her wendet, bald roth, bald gelb, bald blau funkelt."

„Man nennt auch deßhalb," sagte Franziska, „das Eiskraut viel schicklicher Diamantkraut! O mit welcher Pracht und Schönheit hat Gott dieses niedrige Gewächs ausgeschmücket und für wen anders, als für uns Menschen! So können wir an unzähligen Geschöpfen Gottes Güte und Macht bewundern. Mit welchen lieblichen Farben hat der liebe Gott nicht nur Lilien und Rosen bemalt, sondern auch die kleinen Veilchen und Vergißmeinnicht. Wie viele Käferlein schimmern im Sonnenglanze golden-grün! Wie manche Fliege glänzt roth oder blau, und viel schöner als Gold? Ein kleines Käferlein leuchtet sogar in dunkler Nacht, wie ein fliegendes Sternlein."

Gott schmückt mit reicher Schönheit die Natur,
Was man nur sieht, trägt seiner Güte Spur.

Der Blumenkranz.

Ein ehrwürdiger Greis feierte seinen achtzigsten Geburtstag. Seine Kinder versammelten sich um ihn, wünschten ihm Glück, und küßten ihm unter Thränen der Freude und Rührung die Hände. Seine Enkel brachten ihm einen Kranz von Rosen und Lilien.

Die Großmutter, die dabei stand, sagte: „Diese Krone von Rosen und Lilien soll wohl eure Freude über des Großvaters blühend rothe Gesichtsfarbe bei schneeweißen Haaren ausdrücken? Allein die schönste Krone der Aeltern und Großältern sind Kinder und Kindeskinder, die schön wie Rosen blühen, und rein und schuldlos sind, wie Lilien."

Der Großvater sprach zu den Enkeln: „Damit Eure Aeltern und Großältern diese Freude an Euch Kindern immer haben mögen, so will ich diesen Blumenkranz abmalen lassen, und in der Mitte des Kranzes sollen mit goldenen Buchstaben die Worte stehen, die jedes

Kind, dessen Wangen Gott mit dem lieblichen Roth der Unschuld geziert hat, sich in das Herz schreiben soll:

Dein Sinn und dein Verlangen
Sey immer Lilien-rein,
So werden deine Wangen
Stets schöne Rosen seyn."

Zweite Abtheilung.

Garten- und Feldfrüchte.

Die Kürbisse.

Ein Kaufmann aus der Stadt besuchte mit seiner Frau und seinen drei Kindern im Frühlinge seinen Bruder, einen Geistlichen auf dem Lande. Die Kinder hatten an dem schönen Garten, der mit Blumen aller Art prangte, große Freude; besonders verwunderten sie sich über ein Gewächs, dergleichen sie noch nie gesehen hatten — eine Kürbisstaude, die mit ihren großen, breiten Blättern an der Gartenmauer empor gezogen war, und drei junge

Kürbisse trug, die bereits größer waren, als Aepfel.

Der Onkel schnitt mit seinem Federmesser in jeden der drei Kürbisse, sehr schön und nett, den Anfangsbuchstaben von einem Namen der drei Kinder, August, Christoph, Emilie — A. C. E.

Im Herbste kamen die drei Kinder mit ihren Aeltern wieder zu dem Onkel. Die Kinder sprangen sogleich in den Garten und zur Kürbisstaude. Sie erstaunten nicht wenig, wie ungeheuer groß und schön goldgelb die Kürbisse geworden.

„Sie sind jetzt zehnmal größer, als im Frühlinge,“ sprach August.

„Und wie die kleinen netten Buchstäblein mitgewachsen sind!“ rief Christoph.

„Jeder Buchstaben ist mehr als zwei oder drei Spannen lang,“ sagte Emilie, und spannte ihre kleinen Fingerchen, so weit sie konnte, auseinander.

„Seht, meine lieben Kinder,“ sprach nun der Onkel, „wie mit diesen Buchstaben, so ist's mit euren kleinen Tugenden und Fehlern.

Bemüht euch daher jetzt, in euren jungen Herzen, auch das kleinste Gute zu bewahren und zu pflegen und trachtet jeden, auch den kleinsten Fehler, euch abzugewöhnen."

Kinder merkt's, das kleinste Gute oder Böse
Wächst mit euch auf zu ungemeiner Größe.

Das Senfkörnlein und der Kürbiß.

Wilhelm und Friederike besuchten an einem schönen Herbsttage den Großvater. Sie trafen ihn im Garten, wo er sich sonnte.

Wilhelm blickte vergebens zu allen Bäumen auf, um noch einen Apfel oder eine Birne zu entdecken. Nur in einer Ecke des Gartens erblickte er einen Kürbiß.

Friederike besah die Gartenbeete, sah aber keine Blumen mehr, sondern nur einige Pflan-

zen, die man zum Samentrggen hatte stehen lassen, und bemerkte darunter einige Senfstauden.

Wilhelm bat den Großvater, ihm den großen schönen gelben Kürbiß zu schenken.

„Wozu nützt dir der Kürbiß?“ sagte die häusliche Friederike; „da wäre mir ja ein einziges Senfkörnlein lieber.“

Wilhelm lachte sie aus, und rief: „Wer möchte doch ein so winzig kleines Ding der wunderbar großen Frucht vorziehen?“

Allein Friederike sprach: „Ich bleibe bei meinem Wort, und will dich überzeugen, daß ich besser gewählt habe, als du.“

Sie begnügte sich mit einem einzigen Senfkörnlein, und Wilhelm schleppte den schweren Kürbiß mit nach Hause.

Friederike brachte schon im April ihr Körnlein in die Erde; es wuchs zu einem Strauche, über eine Elle hoch empor, trug schöne gelbe Blüthen, die von den Bienen fleißig besucht wurden, und die Schötchen, die aus den Blüthen entstanden, enthielten viele Samenkörnlein. Im folgenden Jahre konnte Friederike schon ein

kleines Gartenbeetchen, und im Jahre darauf ein großes damit ansäen.

Als der Großvater nun einmal bei ihren Eltern zu Mittag speiste, stellte sie ein zierliches Porzellangeschirr mit Senf von jenen Körnlein auf den Tisch. Der Großvater lobte den Senf und Friederikens Häuslichkeit.

Wilhelm wurde eine Zeit nachher krank. Der Arzt verordnete Zugpflaster; Friederike lieferte dazu den Senf und sagte: „Siehst du nun, Bruder, daß mein Senfkörnlein nützlicher war, als dein Kürbiß, der dir ganz unnütz war, und blos zur Zierde auf deinem Kasten stand?"

Was nur zur Pracht dient, trägt nichts ein,
Was nützt, ist besser, sey's auch klein.

Getreidekörner und Goldkörner.

Ein Schiff wurde von dem Sturme an die Felsen einer wüsten Insel geworfen und scheiterte. Alle Menschen auf dem Schiffe

gingen mit dem Schiffe zu Grund; nur zwei Brüder retteten sich an das Land.

Unter den Trümmern des Schiffes fanden sie einige Kisten und Fässer mit Mehl, Zwieback und eingesalzenem Fleische. „O laß uns Gott danken," sprach John, der ältere Bruder, „daß Er uns nicht nur am Leben erhielt, sondern uns noch mit Lebensmitteln versah, bis uns vielleicht ein anderes Schiff von dieser unfruchtbaren, unbewohnten Insel erlöst."

In einem großen Kasten des Schiffes befanden sich einige Geschirre, Feuerzeuge und allerlei andere Geräthschaften. „Auch dafür laß uns Gott danken," sprach John, „denn ohne Kochgeschirre und Feuer würde das Mehl und rohe Fleisch nicht wohl zu genießen seyn."

Tom, der jüngere Bruder entdeckte ein zierliches Kästchen von Mahagoniholz voll Goldkörner, und hatte darüber große Freude.

John sagte: „Was helfen uns die Goldkörner? Die können wir nicht essen; auch müssen wir, wenn wir je wieder in unser Vaterland heimkommen, sie dem Eigenthümer zurückgeben."

„Doch sieh da,“ rief er auf einmal freudig, „in diesem fast leeren Sacke finde ich einige Hände voll Getreidekörner. Diese sind für uns wichtiger, als all das Gold. Sie können uns, wenn unser Vorrath von Lebensmitteln ausgeht, vom Hungertode erretten.“

John fing sogleich an, ein Stück Landes zu einem Acker umzubrechen, und Tom half ihm dabei getreulich. Die Saamenkörner trugen in dem neubearbeiteten Boden reichliche Früchte. Beide Brüder säeten nun die gewonnenen Körner in einen größern Acker wieder aus, und erfreuten sich, eben da ihre Lebensmittel aufgezehrt waren, der glücklichsten Ernte.

Sie konnten freilich kein Brod backen. Sie mußten, wie die Menschen uralter Zeiten, die Körner am Feuer rösten, oder im Wasser sieden. Sie befanden sich aber bei dieser Speise, wozu ihnen eine Felsenquelle den Trank bot, vollkommen gesund und wohl.

Endlich landete ein Schiff an der Insel, und nahm sie mit nach England.

Sie übergaben dem Kaufmanne, dem das Schiff und alles, was darauf gewesen, gehörte,

das Gold. Er nahm beide, weil sie so ehrliche Leute und auch geschickte Matrosen waren, in seine Dienste, bezahlte sie reichlicher als andere, und warf ihnen, wenn sie nicht mehr sollten dienen können, einen ansehnlichen Ruhegehalt aus.

Tom sprach nun zu John: „Der unglückliche Schiffbruch war für uns ein großes Glück. Wir sind nun für unser künftiges Leben versorgt. Was aber noch mehr ist: wir haben auf der wüsten Insel, bei steter Arbeit, beten, auf Gott vertrauen und mäßig leben gelernt."

„Ueberdies siehst du nun," sprach John zu Tom, „daß die Getreidekörner uns nützlicher waren, als Goldkörner."

Das Körnlein Korn, das uns erhält,
Ist mehr, als alles Gold der Welt.

Die Linsen.

Ein verständiger Vater trat in die Stube, als seine Kinder um den Tisch saßen und Linsen klaubten. „Ich will euch da etwas recht Artiges zeigen,“ sagte der Vater. Er nahm ein helles Trinkglas, warf eine Hand voll rein geklaubter Linsen hinein, goß frisches Wasser darauf und sagte: „Nun gebt Acht, was geschieht.“

Da entstanden an jeder Linse kleine Bläschen, die nach und nach etwas größer wurden, endlich emporstiegen, und die Linsen mit hinaufzogen. Die Kinder sahen mit nicht geringer Freude zu.

„Jedes Bläschen,“ sagte der Vater, „besteht aus Luft und ist gleichsam ein kleiner Luftballon, und die Linse ist das Schiffchen. Wenn man über diese Erscheinung, die schon seit hundert Jahren bekannt ist, recht nachgedacht hätte, so wäre man vielleicht früher, als zu unsern Zeiten, auf die Erfindung des Luftballons gekommen.“

„Dieses kleine Schauspiel bildet uns aber noch eine große Wahrheit vor,“ sprach er. „Die Linsen würden auf dem Grunde des Wassers liegen bleiben, wenn die Luft nicht hinzukommen, sie erfassen und empor ziehen würde. So ist es mit uns irdisch gesinnten Menschen; es muß uns ein höheres, reineres Element zu Hülfe kommen, damit unser Geist sich zum Himmel erheben kann.

Wer Irdisches recht wohl bedenkt,
Wird leicht auf Himmlisches gelenkt.

Der Leinsamen.

Eine fleißige Landwirthin gab sich viele Mühe, recht schönen Flachs zu bauen. Da kam ein Handelsmann und sagte zu ihr: „Geben Sie mir von Ihrem einheimischen Leinsamen, und ich will Ihnen ausländischen dafür bringen, der ohne Vergleich besser ist.

Sie müssen mir aber für jeden Sack voll einen Dukaten weiter bezahlen."

Die Frau ging den Handel ein, und der Leinhändler brachte den Leinsamen. Als er aber den ersten Sack ausleerte — sieh, da funkelte etwas hell zwischen den braunen Leinkörnlein hervor. Es war ein goldener Ring, und die Frau rief verwundert: „Das ist mein Ring, den ich im letzten Herbst verloren habe. Als ich mich mit meinem Leine beschäftigte, muß ich ihn abgestreift haben!"

Zu dem Leinhändler aber sagte die Frau: „Ihr seyd ein Betrüger und Euer Betrug ist nun am Tage. Ihr habt meinen eigenen Lein mir für fremden verkaufen wollen. Ihr habt anstatt der Dukaten Schläge verdient."

Die Sache blieb auch nicht geheim. Der Handelsmann mußte vor Gericht Strafe erlegen, und kam in so üblen Ruf, daß er seine Handelschaft aufgeben mußte.

Betrügerische Leute kamen
Schon oft um Brod und guten Namen.

Das Mohnkörnlein.

Ein Kaufmann kam von einer weiten Reise über das Meer zurück, und brachte allerlei Kostbarkeiten mit nach Hause.

Seine Verwandten bewillkommten ihn freudig, und er erlaubte ihnen, von den mitgebrachten schönen Sachen nach Belieben ein oder das andere Stück auszuwählen.

Die Männer wählten entweder eine reiche Goldstufe, oder eine rothe ästige Koralle, oder eine Meerschnecke, die fein bemaltem Porzellan glich; die Frauen suchten sich gute Perlen, oder farbige Edelsteine, oder einen hellen funkelnden Diamant aus.

Ein sehr verständiger Mann aber griff nach einem kleinen zusammengelegten Papier, auf dem das Wort „Mohnsamen" geschrieben stand. Als er es öffnete, war aber nur noch ein einziges Samenkörnlein darin; die übrigen waren, weil sie gar winzig klein sind, und in dem Papier nicht fest genug verschlossen ge-

wesen, auf der Reise herausgefallen und verloren gegangen.

Die Umstehenden lachten den Mann aus; er aber sprach: „Alle diese Dinge, die ihr gewählt habt, sind herrliche Werke Gottes; allein dieses kleine Mohnkörnlein ist noch ein größeres Wunder Seiner Weisheit und Güte. — Der Mohn ist übrigens hier zu Lande noch gänzlich unbekannt; ich weiß aber dennoch so viel von ihm, daß ich dieses Körnlein allen diesen Schätzen hier weit vorziehe."

Er brachte das Körnlein in seinem Garten mit großer Sorgfalt in die Erde, und bekam noch in dem nämlichen Jahre so viel Samen, daß er im nächsten Jahre ein großes Stück Land damit anbauen konnte.

Als die Leute den prächtig blühenden Acker voll großer Purpurblumen sahen, erstaunten sie und riefen: „Wie wunderbar weise hat Gott jenes Körnlein eingerichtet, daß alle diese schöne Blumen daraus hervorkommen konnten!"

Als sie das reine, gute Oel kosteten, das aus den Samenkörnern bereitet ward, betheuer-

ten sie, jenes einzige, kleine Körnlein werde eine große Wohlthat über das ganze Land bringen und sagten einmüthig:

Die Segensfülle ist unendlich groß,
Die Gott in manches Samenkorn verschloß.

Eine schöne scharlachrothe Frucht.

Der kleine Ludwig besah in dem Garten die fremden Gewächse, die in zierlichen Töpfen auf dem Blumengestelle prangten. Da erblickte er an einer niedrigen Staude mit breiten dunkelgrünen Blättern eine länglichte Frucht, deren prächtiges Roth wohl Purpur und Scharlach übertraf.

„Welch eine wunderschöne Frucht!" sprach er. „In dem ganzen Garten gibt es keine schönere. O, die muß wohl auch recht gut schmecken!" Er schaute sorgfältig umher, ob ihn Niemand sehe, riß die Frucht ab, und biß

hinein, um sie zu essen. Allein plötzlich war es ihm nicht anders, als hätte er brennendes Feuer im Munde. Er spuckte die Frucht heulend und schreiend wieder aus; allein das heftige Brennen und Beißen wollte lange nicht nachlassen.

Da kam auf sein Geschrei die Mutter herbei, und sagte: „O du ungehorsames Kind! Wie oft habe ich dir befohlen, von Beeren und Früchten, die du nicht kennest, sollst du auch nicht essen. Nun bist du für deinen Ungehorsam gestraft. Diese Frucht, die man spanischen Pfeffer nennt, ist, wie so manche schöne, aber giftige Frucht, ein rechtes Bild der Sünde, die uns mit betrüglichem Scheine lockt, deren Genuß aber nur Schmerz und Tod bringt.“

Willst du der Sünde Lust genießen,
So wirst du stets es schrecklich büßen.

Die Kartoffeln.

Zur Zeit großer Theuerung saßen Vater und Mutter mit ihren Kindern bei dem Abendessen, das einzig aus einer Schüssel voll Kartoffeln oder, wie die Kinder sie nannten, aus Erdäpfeln bestand. Da erzählte der Vater den Kindern die Geschichte dieser wohlthätigen, höchst nützlichen Früchte.

„Vor zweihundert und fünfzig Jahren," sprach er, „hat der berühmte Weltumsegler Dracke einem Lorde in England, der ein großer Freund und Beförderer der Landwirthschaft war, Kartoffelsamen aus Amerika geschickt, und ihm geschrieben, die Früchte davon könnten eine große Wohlthat werden für ganz Europa.

Der Lord säete den Samen in seinem Garten an; aus dem Samen erwuchsen im ersten Jahre große Stauden mit vielen grünen Blättern und im folgenden Jahre erschienen röthliche oder bläuliche Blüthen, aus denen sich

kleine runde Früchte bildeten, die erst grün, und dann gelblich aussahen. Der Herr des Gartens meinte, dies seyen die gepriesenen Kartoffeln. Er verkostete sie, ließ sie auf mancherlei Art kochen, fand sie aber gänzlich ungenießbar, und befahl dem Gärtner, alle die unnützen Stauden auszureißen und wegzuwerfen.

Nach einigen Tagen trat der Herr in die Stube des Gärtners, mit dem er zu reden hatte, und traf ihn beim Abendessen. Es wurde eben eine Schüssel dampfender Kartoffeln aufgetragen, die vom Sude herkamen. Der Herr fragte ihn, was für eine Speise er da habe. Der Gärtner antwortete: „Es sind die Knollen, die ich unten an den Wurzeln der Kartoffelstauden gefunden habe.“ Der Herr nahm eine Kartoffel, die, als er sie geschält hatte, schön röthlich und innen weiß wie das feinste Mehl aussah. Er aß sie und fand ihren Geschmack ganz vortrefflich.

Erst jetzt ging dem Lorde das Licht auf, diese Wurzelknollen seyen eigentlich die Kartoffelfrüchte, die ihm sein Freund so nachdrücklich

angepriesen hatte. „Ich sehe wohl," sprach er, „man muß einer Sache, die ein weiser Mann uns empfiehlt, auf den Grund gehen und sie näher prüfen; ich hätte durch meine Unachtsamkeit bald mich und viele Menschen um einen großen Segen gebracht."

Da die meisten Kartoffelstauden noch standen, so befahl er seinem Gärtner, die Knollen davon sorgfältig auszunehmen und aufzubewahren, theils zum ferneren Anbauen, theils als ein treffliches Nahrungsmittel.

Hierauf veranstaltete der Lord eine große Mahlzeit, zu der er mehrere Räthe des Parlaments einladen und ihnen wissen ließ, er werde ihnen aus dem fernen Welttheile Amerika eine neue Speise vorsetzen, die für ganz England von großem Nutzen seyn werde. Die Kartoffel wurden theils gesotten und ungeschält, theils auf mancherlei Weise zubereitet, aufgetragen. Alle Gäste konnten diese neue Speise, als sehr wohlschmeckend und nahrhaft, nicht genug preisen.

Man fing nun in England und in der Folge auch in Deutschland an, die Kartoffeln

auf Aeckern im Großen zu bauen. Sie kamen auf die Tafel der Vornehmen und Reichen, und auf den Tisch der Geringen und Armen. Jemehr man sie kennen lernte, desto mehr schätzte man sie und machte von ihnen gar mannigfaltigen Gebrauch."

Diese Geschichte erzählte der Vater seinen Kindern und sprach dann: „O meine lieben Kinder, welche überaus große Wohlthat Gottes die Kartoffeln für uns seyen, erkennen wir erst jetzt recht, da der Preis des Korns so ungeheuer hoch gestiegen und es in manchen Gegenden gar nicht mehr zu haben ist. Hunderttausende von Menschen müßten jetzt Hungers sterben, wenn die Kartoffeln nicht wären, deren Anbau nicht so vielen Gefahren des Mißwachses ausgesetzt ist, als der Getreidebau."

Die Mutter sagte: „Auch dies muß ich sehr loben, daß es so wenig Mühe macht, die Kartoffeln zu kochen. Wie viele Umstände und Arbeiten sind nothwendig, bis das Getreide, wenn man es auch schon hat, in der Mühle gemahlen, das Mehl zu Teig gemacht, und der Teig zu Brod gebacken wird. Wie

leicht aber lassen sich die Kartoffeln sieden und geben dann, mit ein wenig Salz, und wenn man noch ein wenig Butter darauf streichen kann, eine treffliche Mahlzeit. Die Kartoffeln sind in der That schätzbarer, als die edelsten Baumfrüchte, als Zitronen und Pomeranzen; sie sind für uns ein köstlicheres Geschenk als alles Gold und Silber, das aus Amerika nach Europa gekommen. Danket doch, meine Kinder, Gott recht von Herzen auch für diese Wohlthat."

Wie groß ist Gottes Macht und Güte!
Wie liebreich hilft Er seinen Kindern,
Wie weiß Er ihre Noth zu lindern!
Preist Ihn mit dankbarem Gemüthe.

Dritte Abtheilung.

Bäume und Baumfrüchte.

Das junge Apfelbäumchen.

Gottfried und Christine waren immer darauf bedacht, ihren Aeltern Freude zu machen. Einst halfen sie ihnen in dem Garten arbeiten. Da sagte der Vater: „Hier in der Ecke sollte noch ein Baum stehen. Ich muß doch machen, daß ich einen bekomme."

Da nun der Geburtstag des Vaters nahe war, so kauften die guten Kinder von ihrem ersparten Gelde heimlich ein schönes junges

Apfelbäumchen, und schlichen sich damit am Vorabende des erfreulichen Tages in den Garten, es einzusetzen.

„Wie wird sich der Vater freuen," sagten sie zu einander, „wenn er morgen in den Garten kommt, und das schöne Apfelbäumlein erblickt!"

Christine hielt das Bäumchen, und Gottfried grub mit der Schaufel die Erde auf. Da krachte und klingelte, blinkte und schimmerte es auf einmal in dem Boden. Gottfried hatte mit der Schaufel einen irdenen Topf zerstoßen, in dem mehrere Goldstücke, und eine Menge Silbermünzen vergraben waren, und nun im hellen Mondlichte glänzten.

„Ein Schatz! Ein Schatz!" riefen die Kinder voll Freude, sprangen eilig den Aeltern zu, und verkündeten ihnen den glücklichen Fund.

Der Vater sprach: „Gott hat eure Liebe zu euren Aeltern belohnt, meine lieben Kinder! Denn immer belohnt Er die kindliche Liebe, wenn gleich nicht immer auf eine so seltene Art. Bleibt auch ferner so gute Kinder, und

Gott wird euch noch bessere Schätze geben als Gold und Silber."

Dem Kinde, das die Aeltern ehrt,
Wird Glück und Heil von Gott beschert.

Der Apfelkern.

Vater und Mutter saßen mit ihren zwei Kindern bei Tische. Ein fremder junger Herr war auf Besuch da, und speiste mit. Zu Ende der Mahlzeit wurde ein Körbchen voll schöner großer Aepfel aufgetragen.

Der freundliche Gast bemühte sich, die Kinder gut zu unterhalten. „Ich will euch ein artiges Kunststückchen zeigen," sagte er, als er seinen Apfel verzehrt hatte. Er nahm einen Apfelkern, zog sein sehr scharfes Federmesser heraus und sprach: „Nun gebt einmal Acht! Da mache ich oben an der Spitze des Kerns zwei kleine Schnitte und richte das

aufgeschärfte schwarze Häutchen etwas empor. Nun mache ich unten an die zwei Seiten des Kerns vier Schnitte, daß vier Zäserchen etwas davon abstehen. Endlich mache ich ganz unten am Kerne noch einen Schnitt, daß ein langes, zartes Streifchen erscheint.“ Er steckte den Kern auf die Spitze des Messerchens und fragte die Kinder: „Nun sagt einmal, was ist das!“

„Ein Mäuschen!“ rief Malchen, „ein recht nettes Mäuschen!“

Fritzchen sagte: „Die zwei kleinen Schnitte bilden die Ohren, die vier größeren Schnitte die vier Füßlein und der längere Schnitt das Schwänzlein.“

Der Vater sprach: „Das Kunststückchen ist allerdings artig. Ich weiß aber eine bessere Kunst; ich kann machen, daß aus einem solchen Kerne hundert, ja viele tausend solcher Aepfel hervorkommen, wie hier im Körbchen sind.“

Die Kinder waren noch klein und wußten noch nicht, man könne aus Obstkernen Obstbäume erziehen. Sie sagten, es sey unmöglich,

daß aus einem solchen kleinen Kerne so viele große Aepfel hervorkommen.

Der Vater ließ einen Blumentopf voll feiner Erde bringen, legte einen Kern hinein und sagte: „Aus dem Kern wird erst ein Bäumchen und dann ein Baum werden.“

„Da müßt ihr aber lange warten, bis ihr von dem Baume Aepfel brechen könnet,“ sagte die Mutter.

„Freilich,“ sprach der Vater, „werdet ihr Jahre lang warten müssen, bis dies geschehen wird. Geschehe es in einer Stunde, so würde die ganze Welt über das Wunder erstaunen. Wie wohl es aber Jahre lang ansteht, bis aus dem Kern ein Baum erwächst, so ist es nicht weniger ein erstaunenswerthes Wunder der Allmacht Gottes.“

Der Vater stellte den Topf vor das Fenster an die Sonne, und ermahnte die Kinder öfter, die Erde immer sorgfältig zu befeuchten. Nach einiger Zeit kamen zwei grüne Blättchen zum Vorschein, und nach und nach entstand ein zartes Pflänzchen mit mehreren Blättern. Als es ein Paar Spannen hoch geworden

war, setzte der Vater das junge Bäumchen in ein Gartenbeet. Es wurde ein Baum, fing an zu blühen und brachte im ersten Jahre drei Aepfel.

Die Kinder konnten, so wie anfangs die wunderschönen weißen und rothen Blüthen, so in der Folge die schönen gelben Aepfel mit purpurnen Streifen nicht genug bewundern. Der Baum trug in jedem Jahr mehrere Früchte, ja weiterhin alle Jahre ganze Körbe voll Aepfel.

Die Kinder, die indessen auch groß geworden waren, sagten: „Obstkerne zu Mäuschen zerschneiden, ist nur Tändelei, an der wir keine Freude mehr haben. Die Kunst, die der Vater uns lehrte, bringt uns nach so vielen Jahren noch Segen."

„Es ist nicht meine Kunst," sprach der Vater. „Kein Mensch auf Erden ist im Stande, auch nur ein Baumblättchen zu machen. Nur Gott kann bewirken, daß aus den Kernen Bäume erwachsen, und uns mit so reichlichen Früchten erfreuen. Wir können Gottes Werke blos betrachten, und sie uns zu Nutzen machen lernen. Deßhalb versetzte Gott schon die ersten zwei

Menschen in einen Garten, damit sie ihn bauen und pflegen. Gott könnte Alles ohne Zuthun des Menschen hervorbringen; allein Er will, die Menschen sollen nicht müßig seyn, sondern den Verstand und die Kräfte, die Er ihnen verleiht, üben und so immer vollkommner werden, und Ihn immer mehr erkennen und lieben. Gott hat einen unendlichen Reichthum von Wohlthaten in seine Werke gelegt. Die Natur zu beobachten, ihre verborgenen Kräfte zu erforschen, sie zu unserem Wohle mit Dank und Anbetung zu benützen, dies ist eine würdige Beschäftigung des Menschen."

„Wie es mit Erziehung eines jungen Bäumchens, so ist es auch mit der Erziehung des Menschen. Weder der pflanzet, noch der begießet, ist etwas, sondern Gott, der das Gedeihen gibt. Ja, wie es mit dem ganzen Garten- und Feldbau, so ist es mit Allem, was wir zum Heile der Menschen thun können."

Wir Menschen, ach! wir streuen
Nur Samen in das Land,
Doch Wachsthum und Gedeihen
Steht nur in Gottes Hand.

Die Aepfel.

1.

Eine Mutter hielt in einer jeden Hand einen Apfel, und zeigte sie ihrer kleinen Tochter Klara. Der eine Apfel sah nur ganz blaßgelb aus; der andere aber schön roth wie Rubin. „Wähle einmal," sprach die Mutter, „welchen von beiden willst du?"

„O da brauchts keiner langen Wahl," sagte Klara und griff schnell nach dem Apfel mit den schönen rothen Wangen. Als sie ihn aber von einander schnitt, da war er durch und durch faul; der andere aber, den die Mutter jetzt zerschnitt, war innen ganz frisch und gut, und schmeckte vortrefflich.

„Klärchen, Klärchen!" sprach die Mutter, „habe Acht, daß du in wichtigern Angelegenheiten nicht blos auf das Aeußere sehen und auch so thöricht wählen mögest."

Betrogen wird, wie's oft geschieht,
Wer nur auf äuß're Schönheit sieht.

2.

Dem muthwilligen Knaben Robert erlaubte der Gärtner die herabgefallenen Aepfel unter den Bäumen aufzulesen, verbot ihm aber strenge, einen herabzuwerfen. Robert fand zu seinem Verdrusse nur einen einzigen Apfel unter den Bäumen, erblickte aber an einem Zweige einen andern, der ihm, zumal in der Abendsonne, unvergleichlich schön roth in die Augen leuchtete. Er warf mit dem Apfel in seiner Hand, nach dem Apfel auf dem Baume und traf ihn sehr richtig — allein beide Aepfel fielen in den Bach, der am Garten vorbeifloß, und das Wasser riß sie mit fort. Als Robert aus dem Garten kam, sprach der Gärtner, der ihn beobachtet hatte, zu ihm: „So gehts gar oft! Wer nach fremdem Gute trachtet, verliert auch das Eigene. Eben das sagt auch ein altes Sprüchlein: Ein ungerechter Kreuzer zehrt hundert gerechte auf."

Strebst du nach Gütern, die dir nicht gehören,
So wirst du auch, was dir gehört, entbehren.

3.

Georg, ein leichtsinniger Knabe, sah eines Morgens aus seinem Fenster in dem Baumgarten des Nachbars eine Menge der schönsten rothen Aepfel im Grase liegen.

Er lief geschwind hinüber, schlüpfte durch eine Lücke des Zaunes in den Garten, und stopfte alle Taschen in Rock und Weste voll Aepfel.

Allein plötzlich kam der Nachbar mit einem Stecken in der Hand, zur Gartenthür herein. Georg sprang so schnell er konnte dem Zaune zu, und wollte eilends wieder hinaus kriechen.

Aber — o weh! wegen seiner vollgestopften Taschen blieb er in der engen Oeffnung stecken. O wie erschrak er, daß er ertappt worden! Wie schämte er sich, vor dem Nachbar als ein Dieb dazustehen!

Er mußte die gestohlenen Aepfel wieder zurückgeben, und der Nachbar sprach, indem er ihm mit dem Stecken einige derbe Streiche versetzte, „Merk dirs:

Das fremde Gut, das du genommen,
Läßt dich der Strafe nicht entkommen.

Drei Aepfel
und der goldene Lorbeerzweig.

In den alten Zeiten setzte ein König einen Preis für Denjenigen aus, der auf der Laufbahn zuerst das Ziel erreichen würde. Der Preis war ein goldener Lorbeerzweig. Zwei vor allen Anderen flinke, rüstige Jünglinge bewarben sich um den Preis. Beide waren im Laufen gleich schnell. Kleon, der jüngere aber konnte länger ausdauern.

Da nun das Ziel sehr ferne war, so warf Bion, der ältere, einen Apfel etwas vorwärts auf die Bahn. Kleon bückte sich, hob den Apfel auf und blieb ein klein wenig zurück.

Ueber eine Weile warf Bion wieder einen Apfel auf die Bahn. Kleon hob ihn wieder auf, und war nun schon einige Schritte zurück geblieben.

Endlich ließ Bion, als geschähe es von ungefähr, den dritten Apfel fallen. Kleon

konnte die Lust nicht überwinden, auch diesen Apfel zu haben. Er hielt wieder inne, ergriff den schönen Apfel, und steckte ihn in die Tasche.

Wegen dieses seines dreimaligen kleinen Aufenthaltes kam Bion ihm zuvor, und gewann den Preis, der am Ziele ihnen entgegen strahlte. Kleon war sehr bestürzt, daß er nichts gewonnen hatte, als drei Aepfel, anstatt eines goldenen Lorbeerzweiges.

Gelüste nicht nach schlechtern Dingen,
Willst du den Tugendpreis erringen.

Die Birne.

Eine Edelfrau brachte ihren Sohn Adolph als Edelknaben an den fürstlichen Hof. Sie gab ihm beim Abschiede mit weinenden Augen noch die schönsten mütterlichen Lehren. „Lieber Sohn," sagte sie unter Anderm, „trage Gott

stets im Herzen, und thu Alles, wie vor seinen Augen. Habe eine kindliche Ehrfurcht gegen den Fürsten, deinen Herrn, und eine brüderliche Liebe gegen deine Mitedelknaben. Besonders aber hüte dich vor deinem Hauptfehler — der Naschhaftigkeit."

Adolph mußte den Fürsten bei der Tafel bedienen. Eines Tages trug er in einer silbernen Schüssel Birnen auf, die in Zucker gekocht waren. Es kam ihn eine große Lust an, eine zu nehmen. Die Ermahnungen seiner Mutter fielen ihm wohl ein, allein er folgte nur seiner Begierde. Noch vor der Thüre des Speisesaales nahm er geschwind eine Birne, und verschlang sie begierig. Kaum hatte er aber die Schüssel auf die Tafel gestellt, so fiel der unglückliche Knabe ohnmächtig zu Boden, und nach wenigen Tagen starb er unter großen Schmerzen. Die Birne, die noch sehr heiß war, hatte ihm Hals und Magen verbrannt.

Die böse Lust mußt du bezwingen,
Sonst wird sie dir Verderben bringen.

Die Nuß in grüner Schale.

Die kleine Helene fand in dem Garten eine wälsche Nuß, die noch mit der grünen Schale überzogen war. Lenchen sah sie für einen Apfel an, und wollte sie essen. Kaum hatte aber die Kleine hineingebissen, so rief sie: „Pfui, wie bitter," und warf die Nuß weg.

Konrad, ihr klügerer Bruder, hob die Nuß auf, schälte sie mit den Zähnen ab, und sagte: „Ich achte diese bittere Schale nicht; weiß ich doch, daß ein süßer Kern darin verborgen steckt, der mir dann desto besser schmecken wird."

Achte keiner Mühe Bitterkeit,
Die dich mit süßem Lohn erfreut.

Die Haselnußschale.

Der alte Graf von Nordstern hielt mit großem Eifer auf Wahrheit und Recht. Einige böse Menschen wurden deßhalb so über ihn aufgebracht, daß sie zusammen schwuren, ihn umzubringen. Sie bestellten einen Meuchelmörder, der ihn in der nächsten Nacht ermorden sollte.

Der edle Graf ahnte nicht, was ihm bevorstand. Am Abende besuchten ihn noch seine Enkel. Er war in Mitte der guten Kinder sehr fröhlich und vergnügt, und bewirthete sie mit Aepfeln, Birnen, Trauben und Nüssen. Nachdem die Kinder fort waren, begab er sich zur Ruhe, empfahl sich in den Schutz Gottes und schlief unbesorgt ein.

Um Mitternacht trat der Mörder, der sich heimlich in den gräflichen Palast eingeschlichen und versteckt hatte, leise in das Zimmer. Der gute Graf schlief; ein kleines Nachtlicht brannte

hinter einem grünen Schirme. Der Mörder erhob in seiner rechten Hand den Dolch von scharf geschliffenem Stahl, und näherte sich dem Bette.

Allein plötzlich krachte etwas in dem Zimmer so laut und mächtig, daß der Graf erwachte. Er fuhr auf, sah den Mörder, nahm von der Wand neben seinem Bette eine Pistole, und zielte auf ihn. Der Bösewicht erschrak, ließ den Dolch fallen und bat um Gnade. Er mußte sich gefangen geben, und seine Mitschuldigen entdecken.

Der Graf sah nach, woher das heftige Krachen, das ihn erweckt hatte, entstanden war. Und sieh! eines der Kinder hatte von Ungefähr eine Haselnußschale fallen lassen, und der Mörder war darauf getreten.

„Guter Gott!" rief der Graf, „so hat denn unter Deiner Leitung eine Nußschale mir das Leben gerettet, eine Verschwörung vereitelt, die Uebelthäter dem Schwerte der Gerechtigkeit ausgeliefert."

Es ist ein Gott, der über gute Menschen wacht,
Und böse Anschläg' leicht zu nichte macht.

Die vergoldeten Nüsse.

Am heiligen Weihnachts-Abende standen einige Kinder vor dem Weihnachtsbaume. Die Zweige des immergrünen Tannenbaumes waren mit schimmernden Lichtern und allerlei bunten Sachen herausgeputzt. Dem kleinen Peter stachen besonders die vergoldeten Nüsse in die Augen, und er wollte sie haben.

Die Mutter sagte: „Diese Nüsse zieren den Baum gar schön; wir wollen sie deßhalb hängen lassen. Sieh, da hast du andere Nüsse!“ Allein Peter rief heulend: „Ich mag keine braune Nüsse; ich will goldene Nüsse. O, die müssen süße Kerne haben.“

Die Mutter dachte, man könne gar oft eigensinnige Kinder nicht besser strafen, als wenn man ihren Willen thut. Sie gab ihm daher die vergoldeten Nüsse, und theilte die braunen unter die übrigen Kinder aus.

Peter war sehr erfreut, und klopfte die

vergoldeten Nüsse begierig auf. Allein zu seinem großen Verdrusse waren alle hohl und seine Geschwister lachten ihn aus.

Der Vater aber sprach: „Diese Nüsse waren nur zum Anschauen, nicht zum Essen bestimmt. Ich leimte daher bloß Nußschalen zusammen, und überzog sie mit ein wenig Flittergold. Uebrigens gleichen viele Dinge in der Welt diesen Nüssen, die außen wie Gold glänzen, innen aber hohl sind. Merkt euch daher die gute Lehre:

Kind, traue nicht dem äußern Schein,
Sonst wirst du leicht betrogen sein."

Haselnüsse und Dornschlehen.

Zwei Knaben, ein kluger und ein thörichter, gingen mit einander durch ein Gebüsch. Da erblickten sie an einer Haselstaube einige Nüsse. „Du," sagte der Klügere, „ich will

das Innere nehmen, und dir das Aeußere geben.“ Der Thörichte war mit der Theilung zufrieden; er bekam also die Schalen und der Kluge aß die Kerne.

Als der Thörichte sich betrogen sah, dachte er: „Das nächste Mal will ich schon klüger seyn.“ Sie kamen nun an einen Dornstrauch, an dem noch etliche Schlehen hingen. „Du,“ sagte der Einfältige, „gib diesmal mir das Innere, das Aeußere kannst du behalten.“ Der Kluge aß nun die Schlehen, und gab ihm die Steine. Dem Einfältigen verdroß es sehr, sich wieder betrogen zu sehen. Allein der Kluge lachte und sprach:

Daß dich Erfahrung klüger mache,
So denk' erst über eine Sache.

Die Kastanien.

Kilian war ein sehr naschhafter Knabe; wo er nur einen Kreuzer bekam, vernaschte er ihn. Eines Tages sah er auf dem Obstmarkte sehr schöne Kastanien. Er kannte sie nicht, und fragte die Obsthändlerin, ob die braunen Dinger gut zu essen wären?

„Die Kastanien da?“ sagte sie, „das denke ich! Kaufe er einmal davon, junger Herr! Sie schmecken vortrefflich, besonders wenn man sie in heißer Asche bratet.“

Kilian kaufte für einige Kreuzer, und steckte sie in die Tasche.

Als er nach Hause kam, schlich er in die Küche, in der sich eben Niemand befand, und legte die Kastanien in die heiße Asche. Sie fingen bald an von der Hitze zu pfeifen. Das freute ihn, und er legte noch einige glühende Kohlen auf die Asche, und blies mit vollen Backen darein.

Plötzlich versprang eine Kastanie mit starkem Knalle, und Asche und Kohlen fuhren ihm mit solcher Gewalt in das Gesicht, daß er nicht mehr sah, wie blind umhertappte und laut weinte und jammerte.

Auf sein Jammergeschrei liefen alle Leute in die Küche, und sein heimliches Naschen kam nun an den Tag. Kilian mußte viele Schmerzen ausstehen, bis seine Augen wieder geheilt waren. Er bereuete es mit heißen Thränen, so schlecht gehandelt zu haben, und sagte öfter:

Verwünschet sey die Näscherei!
Sie bringt nur Schande, Schmerz und Reu'.

Der Weinstock.

Ein Gärtner hatte an seinem Hause einen Weinstock gepflanzt, der die ganze Vorderseite des Hauses mit seinen Blättern bedeckte, und sehr gute Trauben trug.

Sein Nachbar beneidete ihn darum, und schnitt einmal bei Nacht mehrere der längsten Rebzweige ab.

Als der Gärtner am Morgen den Weinstock erblickte, ward er sehr betrübt. Denn damals wußte man noch nicht, wie gut dem Weinstocke das Beschneiden sey.

„Ich möchte weinen," sprach der Gärtner, „wie jetzt der Weinstock über seine Verstümmelung zu weinen scheint." Allein sieh da! der Weinstock trug in diesem Jahre so viele und so schöne Trauben, wie noch in keinem der vorigen Jahre.

Womit ein Feind zu schaden denkt,
Wird uns von Gott zum Heil gelenkt.

Die Weintrauben.

Antonie kam an einem schönen Tage zu Anfang des Herbstes von einem Spaziergange zurück. Sieh, da stand auf ihrem Arbeits-

tischlein ein Körbchen voll Weintrauben, die theils dunkelblau, theils lichtgelb, wie durchsichtiges Gold, aus grünem Reblaube hervorblickten.

„Woher kommen doch," rief sie entzückt, „schon so früh im Herbste diese herrlichen Trauben, und wem gehören sie?"

„Sie gehören dir," sprach die Mutter; „Karoline, deine Freundin im Weinland, hat sie dir geschickt. Sie sind von den ersten Trauben, die dort reif wurden."

„O wie gütig ist meine Freundin," sprach Antonie. „Wie freue ich mich, daß sie so liebreich an mich denkt. Sogleich will ich an sie schreiben und ihr danken. Wenn ich nur wüßte, wie ich ihr auch eine Freude machen könnte; ich würde es von Herzen gern thun."

Die Mutter sprach: „Es freut mich, daß du gegen Karoline so dankbar bist. Aber Eines betrübt mich doch in diesem Augenblicke. Sieh, wir haben seit dem Tage, da du die ersten Erdbeeren pflücktest, bis auf diese Stunde, da du diese Trauben erhielst, eine Menge köstlicher Früchte von unsern Bäumen

gepflückt; ich bemerkte aber nie, daß du dem lieben Gott so lebhaft gedankt hättest. Und ist denn nicht jede Baumfrucht ein Geschenk Seiner Güte? Sollten wir nicht Seine Freundlichkeit daran erkennen? Sollten wir nicht trachten, Ihm, der uns so viele Freude macht, auch Freude zu machen? O danke doch Gott herzlicher für Seine Gaben. Befolge aus dankbarer Liebe Seine heiligen Gebote mit Freuden!"

Hab' immer gegen Gott ein Herz voll Dankbarkeit,
Der mit so vielen reichen Gaben uns erfreut.

Der schöne Eichbaum.

Ein Schäfer saß in dem Schatten einer Eiche, und sein kleiner Sohn saß neben ihm. Da kamen drei fremde Männer, die unter der Landwehr dienten, und in ihren blauen Monturen und mit ihren Bärenmützen und glän-

zenden Waffen ein sehr kriegerisches Aussehen hatten.

Sie blieben stehen und bewunderten die prächtige Eiche. „Ein schöner Baum!“ sagte der Eine. „Wenn sein Holz zum Verkohlen taugte, wollte ich wohl etwas daran gewinnen!“ „Das könnte wohl seyn, Kohlenbrenner!“ sagte der Schäfer.

Der Andere rief: „Wenn ich den Baum abschälen dürfte, so könnte ich mich auf viele Jahre mit Lohe versehen.“ „Wohl wahr, Gerber,“ sagte der Schäfer, „es wäre aber doch Schade um den schönen Baum!“

Der Dritte sprach: „Ei, ei! Wie hängt der Baum so voll Eicheln! Wenn ich sie meinen Schweinen verfüttern könnte, so wollte ich gute Würste zu Markt bringen.“ Der Schäfer sagte: „Die Eicheln werden bald versteigert; da müßt ihr darauf bieten, Meister Metzger.“

Als die drei Männer fort waren, sagte der Knabe des Schäfers: „Vater, kennst du diese Männer schon länger?“ „Nein,“ sprach der Schäfer, „ich sehe sie heute zum ersten Male.“

„Aber," fragte der Knabe weiter, „woher weißt du denn, daß der Erste ein Köhler, der Zweite ein Gerber und der Dritte ein Metzger sey? Man sieht es ihnen ja nicht an; sie sind ja alle drei wie Soldaten gekleidet."

„An den Kleidern," sprach der Vater, „merkt man es freilich nicht; ich nahm es aber aus ihren Reden ab. — Jeder Mensch redet gerne von seinen Geschäften; am allerliebsten aber von dem, wovon das Herz voll ist. So reden gute Menschen nur Gutes; böse Menschen hingegen verrathen sich bald durch böse Reden, und so kann man sie leicht kennen lernen, und sich vor letztern in Acht nehmen."

Was tief im Menschenherzen steckt,
Der Mund des Menschen bald entdeckt.

Das Baumblatt.

1.

„Nichts ist so geringe auf Erden, aus dem der Mensch nicht irgend einen Gewinn ziehen könnte,“ sprach ein Vater zu seinem Sohne, mit dem er eben durch den Wald ging.

„Das scheint mir doch zu viel gesagt!“ antwortete der Sohn, indem er ein Eichenblatt abriß. „Welchen Vortheil könnte ein solches Blatt irgend einem Menschen bringen?“

„Wir wollen einmal sehen,“ sagte der Vater; „nimm es mit nach Hause.“

Der Vater ließ das Blatt im Wasser so lange weichen, bis alles grüne Mark darin los ward und die reinen Blattrippen erschienen. „Hast du nun,“ sprach er zu dem Sohne, „je etwas Schöneres gesehen, als die zarten Aestchen und Zweiglein, die in dem so zubereiteten Blatte erscheinen? Es ist ein Wunder der Natur oder vielmehr der Allmacht Gottes. Die

kunstreichsten Brabanter-Spitzen sind nichts dagegen."

„Ich habe," erzählte der Vater, „einen Menschen gekannt, der als krüppelhaft und zu schweren Arbeiten untauglich, auf den Einfall kam, allerlei Blätter der Bäume, so, wie ich, dieses Eichenblatt zuzurichten. Er brachte es darin zu seltener Vollkommenheit. Er wußte, zum Beispiele, die großen Rebenblätter, deren Gewebe höchst zart ist, so rein darzustellen, daß sie ungemeinen Beifall fanden. Man bezahlte sie sehr gut, und faßte sie sogar, gleich kostbaren Kupferstichen, in Glas und Rahmen, und bewunderte daran die göttliche Allmacht. Er behandelte auf diese Art mehrere kleinere schöne Blätter von Apfel- und Birnbäumen, Erlen und Pappeln, von Rosenstöcken und Johannisbeerstauden, und anderen Bäumen und Gesträuchen, schnitt kleine in Kupfer gestochene Heiligenbilder sehr artig aus, und klebte sie darauf. Sie gingen reißend ab, und die Leute legten sie in ihre Gebetbücher. Von dieser Zeit an fand er sein hinreichendes Auskommen. Es bleibt also dabei: Nichts ist

so gering auf Erden, aus dem der Mensch nicht irgend einen Gewinn ziehen könnte."

Noch Jeder konnte, was er braucht, verdienen,
Wenn keine Mühe ihm zu groß geschienen.

2.

„Ich sage noch mehr," sprach der Vater. „Auch das kleinste irdische Ding kann uns himmlische Wahrheiten lehren. Ich will dir dieses wieder an einem Baumblatte zeigen. Höre einmal! Im Frühlinge erfreut es uns mit seinem lieblichen frischen Grün; im Sommer trägt es das Seinige bei, uns kühlen Schatten zu gewähren; im Herbste wird es gelb oder roth und ersetzt etwas von der verschwundenen Pracht des Frühlings; im Winter schützt es als abgefallen noch die Wurzeln des Baumes, der es trug, vor Frost und bereitet, indem es verweset, dem Baume Nahrung, um neue Blätter und Früchte hervor zu bringen. So bildet das Blatt uns die vier Lebensalter des Menschen vor; so lehrt es den Knaben, Jüng-

ling, Mann und Greis, daß jeder zum allgemeinen Wohle das Seinige beitragen solle, und daß selbst der Sterbende durch die guten Beispiele und auch die zeitlichen Güter, die er zurückläßt, noch den Nachkommen nützlich werden kann."

„Ja, das welke, abgefallene Laub ist für uns auch ein belehrendes Sinnbild des Todes. Wie Blätter, welken Menschen dahin! Laß uns also Gutes thun, bevor wir dahin gewelkt sind. Auch auf die Unsterblichkeit deutet es leise hin; obwohl verweset, ist es doch nicht verloren, es wirkt fort, und kommt in erneuter Gestalt wieder zum Vorschein. Wie viel weniger könnte der Geist des Menschen je aufhören zu seyn! So ist kein Blatt im Buche der Natur, auf das der Schöpfer nicht irgend eine Lehre geschrieben hat."

Lernst du des Schöpfers Schrift verstehen,
So wirst du sie auf jedem Blatte sehen.

Der Tannenbaum.

Der vernünftige Bauersmann Isidor war damit beschäftiget, in seinem Garten die alten morschen Bäume, die keine Früchte mehr trugen, umzuhauen und an deren Stelle junge Stämme zu pflanzen. Zunächst am Hause stand ein hoher Tannenbaum, der weit über das Haus empor ragte. Der Sohn kam mit der Axt herbei, um auch diesen Baum zu fällen.

Allein die Mutter sagte: „Verschon ihn! Der Baum ist schon über hundert Jahre alt, und ich glaube, mein Großvater hat ihn noch gesetzt; schon deßwegen soll uns der Baum ehrwürdig seyn. Auch ist es schön, daß die Tanne, wenn im Herbste das Laub aller Bäume die Farbe verliert, ja, wenn im Winter Berg und Thal weiß sind von Schnee, immer grün bleibt. Ein alter Freund, der auch bei veränderten Zeiten sich nicht ändert, und

wenn es uns hart geht, uns noch Farbe hält, ist aller Ehre werth."

„Aber wozu nützt uns der Baum?" sagte der Sohn. „Es wäre doch besser, einen schönen Birn- oder Apfelbaum hieher zu pflanzen, der uns reichliche Früchte brächte. Die Tannenzapfen können wir nicht essen."

„Freilich nicht," sagte die Tochter. „Allein die Vögelein, das artige Zeischen, und der schöne bunte Kreuzschnabel, auch Tannenpapagey genannt, leben zur harten Winterzeit von Tannensamen. Auch das muntere Eichhorn nährt sich davon, wenn es keine Haselnüsse und Eicheln mehr findet. So sorgt der liebe Gott für alle seine Geschöpfe."

„Sehr schön und wahr!" sprach der Vater. „Du und die Mutter wissen den Baum gut in Schutz zu nehmen. Allein das Beste, wozu er hier an dieser Stelle uns dient, habt ihr vergessen oder wißt es vielleicht gar nicht. Der Tannenbaum ist ein Blitzableiter, der den Blitz auffängt und von unsrer Wohnung ableitet. Das wußten unsere Voreltern wohl; deßwegen sehen wir in unserer Gegend bei je-

dem einzeln stehenden Bauernhofe, wie bei dem unsrigen, einen solchen alten, hohen Tannenbaum stehen. Ich habe es schon einmal erlebt, daß der Blitz den Baum hier getroffen hat, ohne ihm sonderlich zu schaden, und daß unser Haus gänzlich verschont blieb. Vielleicht erleben wir es noch einmal."

Im folgenden Sommer zog ein schweres Gewitter über den Bauernhof hin. Es blitzte und donnerte furchtbar. Mit einem Male war es, als stände das Haus in Flammen, und man vernahm einen entsetzlichen Schlag. Blitz und Donner waren nur ein Augenblick. Alle in der Stube sprangen auf und riefen: „Es hat eingeschlagen!" Allein der Vater sprach ruhig: „Seyd außer Sorgen! Der Blitz hat nur an dem Tannenbaum herabgeschlagen!"

Nachdem das Gewitter sich verzogen hatte, sagte der Vater: „Nun kommt mit mir!" Er führte sie hinaus zu dem Baume, der noch ganz naß war, und vom Regen tröpfelte. „Seht," sagte er, „da an dem Baume den Streifen, an dem der Blitz herablief, und seht da im Erdboden das Loch, durch das er sich

einen Weg bahnte. Wir wollen Alle Gott danken, daß Er uns an dem Tannenbaum ein so treffliches Schutzmittel verliehen, durch das Er unsere Wohnung vor dem Feuer, und wohl auch uns selbst vor einem jähen Tode bewahrt hat."

Hierauf wandte der Vater sich zu seinem Sohne und sprach mit großem Ernst und Nachdruck: „Du siehst nun, wie unbesonnen und unüberlegt dein Verbesserungseifer gewesen, mit dem du die Axt dem Baum an die Wurzel legen wolltest. Hättest du ihn im vorigen Sommer umgehauen, so läge jetzt unsere Wohnung in Schutt und Asche, und wir selbst wären vielleicht nicht mehr am Leben.

„Wie es mit dem alten Gebrauche ist, an einzeln stehenden Häusern auf dem Lande Tannenbäume zu pflanzen, so ist es mit mancher alten Gewohnheit. Man muß da mit großer Vorsicht zu Werke gehen, bevor man sie abstellt. Erst wenn sie nicht mehr ist, erfährt man, wozu sie gut war. Erfahrung ist aber manchmal eine theure Schule. Ein alter Baum ist bald umgehauen, aber wie

lange braucht es, bis ein anderer Wurzel faßt, und zu eben dieser Höhe wieder empor wächst. Es ist ein schöner, weiser Spruch:

In alten Bräuchen wohnt ein tiefer Sinn,
Sie ändern bringt oft Schaden statt Gewinn."

Der prächtige Garten eines armen Mannes.

Der alte Kohlenbrenner Rupert trug einen Korb voll Kohlen in die Schloßküche seiner Gutsherrschaft. Die Köchin sagte: „Die gnädige Frau ist im Schloßgarten, dort wird sie Euch bezahlen." Während die Frau ihre Börse zog, und das Geld zählte, blickte Rupert in dem Garten umher und betrachtete die hohen beschorenen Hecken, und die Bäume, die zu Pyramiden und Kugeln geformt waren.

„Nicht wahr," sagte Baron Fritz, „einen solchen Garten habt Ihr noch nie gesehen?"

„Einen solchen Garten freilich nicht," sagte Rupert. „Aber ich traue mir zu behaupten, daß meine Hütte von einem viel schöneren Garten umgeben ist. Schon mancher Fremde, der vorbei reiste, hat gesagt, daß ich in einem wahren englischen Garten wohne, um den er mich beneide. Wenn Ihr Herr Vater Sie einmal in jene Gegend mit auf die Jagd nimmt, so kommen Sie zu mir, um diesen Garten zu sehen."

Nach einiger Zeit kam Fritz zu Ruperts Hütte und sagte verdrießlich: „Ihr habt mich zum Besten gehabt. Ich sehe da gar nichts von einem Garten; denn die armseligen Beete hier mit Bohnen, Kohl und Kartoffeln werdet Ihr doch nicht mit dem Namen eines Gartens beehren wollen?"

„Ei," sagte Rupert, „so blicken Sie doch einmal um sich! Alles, was Sie hier sehen, ist ein Garten, den der liebe Gott selbst angelegt hat. Betrachten Sie doch nur die prächtigen Eichen dort, die zur Hälfte von der

Sonne beleuchtet, so schön lichtgrün und dunkelgrün sind — dort am Hügel des Wäldchens von Birken mit herabhängenden Zweigen, gelbgrünen Blättern und weißen Stämmen — weiterhin den Berg mit dem himmelhohen, blaugrünen Tannenwald. Ist die Wiese hier nicht mit Blumen von allen Farben geziert? — Und nun erheben Sie Ihre Blicke zu jenen hohen, ungeheuren Felsen, von denen der Wasserfall wie aus den Wolken herabfällt, und sich in den hellen See ergießt, auf dem Wildenten und mancherlei Wasserhühner schwimmen!"

„Doch bisher habe ich Sie nur auf das Große und Herrliche dieses Gartens aufmerksam gemacht; nun muß ich auch noch von kleineren Dingen reden, die im Grunde nicht weniger merkwürdig sind. Vom Frühlinge bis in den Herbst bietet mir dieser Garten allerlei Angenehmes und Nützliches dar. Wie lieblich blühen und duften die Veilchen und Maiblümchen? Welche köstliche Früchte sind die Erdbeeren und Himbeeren! Auch die Hainbutten, Haselnüsse und Dornschlehen sind nicht zu verachten. Feldsalat und Brunnenkresse sind

sehr genießbare und heilsame Gemüse. Die Morcheln und andere Erdschwämme werden auch von Vornehmen und Reichen geschätzt und gut bezahlt. Von allen diesen Gewächsen kann ich pflücken und sammeln, so viel ich will, ohne daß es mir Jemand wehret. Deswegen kann ich Alles rings umher meinen Garten nennen. Alle diese Gewächse hat Gott gepflanzt, und gibt ihnen ohne alle Menschenpflege Wachsthum und Gedeihen. Ich habe blos etwas Gemüse angebaut; die Wiese daneben hat Gottes Hand ausgebreitet, und ich brauche zu dem reichlichen Ueberflusse von Gras und Kräutern wenig oder nichts beizuhelfen. Die mächtigen Eichen dort und alle Bäume bis auf den niedrigsten Strauch stehen so da, wie sie aus Gottes Hand gekommen sind, und die Gartenscheere hat sie nicht gestutzt und verunstaltet. Ich bin überzeugt, mein Naturgarten bringt mir mehr Vergnügen und Nutzen, als Ihnen Ihr Kunstgarten. Was sagen Sie dazu, junger Herr?"

„Je nun," sagte Fritz, „wie Ihr die Sache anseht, mögt Ihr nicht Unrecht haben."

Fritzens Vater sprach: „Der alte Rupert ist ein weiser Mann, und hat vollkommen Recht. Wer für Gottes herrliche Werke Sinn hat, und Freude daran, der ist reich, wenn er auch sonst arm wäre."

Gefühl und Sinn für jede Spur
Des großen Schöpfers der Natur
Macht, daß dem Aermsten Gottes Erde
Zum reichen Paradiese werde.

Vierte Abtheilung.

Vögel.

Die Lerche.

1.

An einem schönen Morgen, in den ersten Tagen des Frühlings, riefen die Kinder eines Landmannes, vor der Thüre ihrer Hütte: „Vater! Mutter! o kommt heraus! Die Lerche ist wieder da! Seht, jetzt fliegt sie eben aus unserm Acker auf! Immer höher steigt sie empor. Schon schwebt sie im Glanze der

Sonne, die jetzt noch nicht in unser Thal scheint! Immer singt und jubilirt sie. Jetzt sehen wir fast nichts mehr von ihr, aber noch immer hören wir sie. Man sagt, sie lobe Gott, wenn sie so schön singt. Ist dieses wahr, Vater?"

„Ja," sprach der Vater; „wie Sonne, Mond und Sterne, Thau und Regen, Berg und Thal Gott loben, das heißt, uns Gottes Allmacht, Weisheit und Güte verkündigen, so lobt auch sie Gott. Ob die Lerche das weiß und fühlt, wissen wir nicht. Aber der alte Reim ist doch wahr und gewiß:

Des Höchsten Lob die Lerche singt,
Wenn sie zum Himmel sich erschwingt."

2.

Aeltern und Kinder sahen noch immer der Lerche nach, bis sie jetzt wieder sich auf den Acker, der schon sehr schön grünte, herabließ.

„Die Lerche," sprach der Vater, „ist recht

dazu geschaffen, unsere Blicke zum Himmel zu erheben. Sie ist besonders für uns Landleute gar ein liebes, werthes Vögelein. Sie lehrt uns, daß wir nicht bloß der Erde leben sollen.

Sie wohnt zwar ganz niedrig am Erdboden, legt da ihre kleine Wirthschaft an, baut zwischen den Erdschollen aus Halmen und zarten Würzelein ihr Nest, nährt sich und ihre Jungen mit Körnern und was sie sonst findet. Sie hat viele Mühe, ihre jungen Vögelein zu ernähren, und an rauhen Tagen und bei kalten Nächten sie mit ihren Flügeln zu bedecken und zu erwärmen. Sie ist aber doch immer fröhlich und ohne Sorgen, und findet immer noch Zeit, sich singend zum Himmel zu erheben."

„Wir Landleute sind gleich der Lerche auch auf den Boden angewiesen, müssen uns viel zur Erde bücken, und in der Erde mit Pflug, Schaufel und Hacke wühlen, um für uns und unsere Kinder das Brod zu gewinnen. Und bei all dieser Mühe plagen wir uns noch mit Sorgen! Ach, laßt uns doch die Vögel

ansehen, die keine Scheune haben und keine Vorräthe sammeln. Der himmlische Vater ernährt sie. Sollte Er unsere Mühe und Arbeit, unsern Schweiß nicht segnen? Die Sorgen, die uns plagen, kommen nur daher, weil wir zu wenig an Ihn denken. Auf, wir wollen uns mit der Lerche zum Himmel erheben! Wir wollen recht oft an Gott denken! Dann wird all unsere Mühe uns leicht werden, alle Sorgen werden verschwinden, wie jetzt Nacht und Nebel vor der Sonne. Dann wird unser irdisches Leben ein himmlisches Leben seyn!"

Wer möchte nur der Erde leben,
Und nie zum Himmel sich erheben!

Das Rothkehlchen.

Der kleine Anton hatte einen bittern Haß gegen seinen Mitschüler Franz, den Sohn des Nachbars. Denn als die Kirschen reif waren,

wurde Antons Kirschenbäumchen, das voll süßer, rother Früchte hing, in der Nacht gänzlich abgeplündert — und er hatte den Franz im Verdachte, und blickte ihn kaum mehr an.

Franz fragte ihn öfter sehr freundlich: „Warum bist du denn gar so unfreundlich und feindselig gegen mich?“ Allein Anton sagte: „Du weißt es nur zu gut!“ und wandte sich von ihm unwillig hinweg.

Im Herbste bekam Anton ein Rothkehlchen, das ihm viele Freude machte; allein eines Tages entwischte es durch das offene Fenster, und er hielt es schon für verloren.

Franz sah das artige Vögelein, dem die Flügel abgeschnitten waren, in den Hecken herumhüpfen. Wiewohl es stark regnete, fing er mit vieler Mühe das flinke Thierchen und brachte es in seiner von Dornen zerrissenen, blutigen Hand, und vom Regen durchnäßt, dem Anton zurück.

Anton wurde bei diesem Anblicke sehr gerührt und sagte: „Du hättest das Vögelein leicht behalten und verkaufen können. Aber

nun sehe ich, daß du ein ehrlicher Knabe bist, es gut mit mir meinest, und mir nicht schaden, sondern vielmehr nur nützen und mir Freude machen willst. Ich hatte dich im Verdachte, du habest mein Kirschbäumchen beraubt; allein mein Verdacht war falsch. Ach ich war sehr feindselig gegen dich — und du bist so gut und freundlich gegen mich! Verzeih mir — und glaube mir, daß ich dir nicht mehr feind, sondern von Herzen dein Freund sey."

Die Freundlichkeit gewinnt den Feind,
Und machet ihn zu unserm Freund.

Das Kanarienvögelein.

Fräulein Emma hatte ein zahmes Kanarienvögelein, und ließ es öfter aus dem Käfige heraus, und frei in dem Zimmer umher fliegen. Eines Morgens aber entflog es durch das

offene Fenster, setzte sich auf einen nahen Baum im Garten, und fing an fröhlich zu singen. Emma erschrak, lockte ihm und zeigte ihm ein Stückchen Zucker. Allein das Vögelein flog auf einen andern Baum. Emma trug den offenen Käfig in den Garten hinab, und stellte ihn auf ein Tischchen. Das Vögelein flog aber auf den höchsten Birnbaum. Ein Gärtnerjunge kletterte hinauf. Das Vögelein, das gar nicht scheu war, ließ ihn sehr nahe kommen, da er aber die Hand ausstreckte, es zu fangen, entflog es. Der Gärtner und alle Arbeiter im Garten hielten vergebens Rath, was weiter zu thun sey, und machten allerlei Vorschläge. Emma sagte: Demjenigen, der ihr das Vögelein wieder bringe, gebe sie einen Dukaten. Keiner aber von allen machte sich Hoffnung, das Goldstück zu verdienen.

Als Emma sehr betrübt mit ihren Aeltern zu Tische saß, kam der blinde Sohn einer armen Taglöhnerswittwe herein und rief freudig: „Ich habe das Vögelein gefangen! Hier in dem Käfige ist es.“ Alle erstaunten. Der Vater sprach: „Wie konnte das einem Blinden

gelingen, was den Sehenden unmöglich schien?"

Der Blinde sagte: „Als ich an einem Gartenbeete grub, hörte ich das Vögelein an einem Stengelein seines Käfigs den Schnabel wetzen. Ich horchte auf, hörte es zwitschern, fand so den Käfig, und schloß eilig das Thürlein."

Die Mutter sprach: „Gott ist doch sehr gütig, daß Er den Menschen, denen Ein Sinn fehlt, die übrigen Sinne so schärft. Blinde können manchmal mehr leisten, als Sehende."

Emma sagte, sie habe versprochen, dem, der das Vögelein fangen würde, einen Dukaten zu geben; sie bat um Erlaubniß, das Goldstück, das sie in der Hand hielt, und neulich zu ihrem Geburtstage bekommen hatte, dem guten Blinden zu geben. „Darf ich?" fragte sie. Beide Aeltern sprachen: „Ja, Wort muß man halten."

Der Blinde aber rief: „Dem lieben Gott sey Dank! der mir durch ein Vögelein zu diesem Gelde verholfen hat. Wie wird sich meine

Mutter freuen! Sie ist eben in großer Noth; sie kann die Hausmiethe nicht bezahlen, die gerade so viel beträgt."

Vertraut auf Gott in allen Nöthen,
Er kann euch wunderbar erretten!

Die Sperlinge.

Ein Schlosser zerstörte eines Morgens voll Zorn die Nester der Sperlinge unter seinem Hausdache. Der kleine Pius des Nachbars sagte zu des Schlossers Töchterlein: „Du, Creszens, warum hat dein Vater denn einen so argen Zorn über die Spatzen?" So nannte man die Sperlinge in jener Gegend.

„Ach!" sagte das Kind, „seit der Vater den goldenen Kelch und die silbernen Leuchter heimgebracht hat, schreien, wie er meint, die Spatzen alle Morgen mit Anbruch des Tages: Dieb! Dieb!" —

Der kleine Pius erzählte das seinen Aeltern. Sie erschraken darüber sehr; denn wirklich war vor einem Jahre in der Kirche des Dorfes ein solcher Diebstahl begangen worden, und man hatte den Thäter noch nicht ausfindig machen können.

Der Vater des Knaben sprach daher im Vertrauen mit dem Amtmanne. Der kluge Beamte hieß ihn schweigen, forschte heimlich nach, fand, daß der Schlosser mehr Geld ausgebe, als er verdiene, und ließ dessen Haus durchsuchen. Da fand man noch den gestohlenen Kelch. Der Schlosser hatte mit seinem Hauptschlüssel die Thüre der Kirche und der Sakristei geöffnet, und den Kirchenraub begangen. Er wurde zum Zuchthause verurtheilt.

„O die verwünschten Spatzen!" rief der Schlosser, „die sind an meinem Unglücke Schuld!" Allein der Amtmann sagte: „Nicht die Spatzen haben dich unglücklich gemacht, sondern deine gottlose That ist die Ursache deines Unglücks. Auch haben nicht die Spatzen, sondern deine Gewissensbisse dich verrathen. Das böse Gewissen ist ein beständi-

ger Ankläger, der nie ruht, und schon manches geheime Verbrechen an den Tag gebracht hat."

Bewahre dein Gewissen rein,
Sonst lebst du stets in Angst und Pein;
Du wirst bestraft hier in der Zeit,
Und dort einst in der Ewigkeit.

Das große Vogelnest.

Ein muthwilliger, grausamer Knabe suchte in allen Hecken die Vogelnester auf, und brachte die jungen Vögelein um. Vergebens ermahnte die Mutter, vergebens warnte und bestrafte der Vater den jungen Bösewicht.

Einst stach er voll boshafter Freude mit spitzigen Dornen einigen jungen Finken, die bereits ein wenig fliegen konnten, die Augen

aus, und belustigte sich daran, wie die blinden Vögelein zu laufen und zu fliegen versuchten, und nicht wußten, wohin.

Die Mutter kam dazu, und sprach: „Du gottloses Kind, denke an mich! Wenn du dich nicht besserst, so wird Gott dich gewiß noch strafen.“ Allein der böse Bube lachte heimlich über sie, und machte es je länger, je ärger. Einmal an einem Sonntage ging er anstatt in die Kirche, in den Wald, neue Grausamkeiten auszuüben. Da erblickte er auf einer hohen Eiche ein großes Vogelnest. Er kletterte sogleich hinauf, riß einen der jungen Vögel aus dem Neste, und warf ihn herab; schon wollte er nach dem andern greifen, da kamen plötzlich die alten Raubvögel herbei, und hackten mit ihren scharfen Schnäbeln ihm beide Augen aus.

Dem blinden Bösewicht ging es noch sehr übel. Er mußte nach dem Tode seiner Aeltern betteln, und wenige Menschen hatten Mitleid mit ihm.

So wurde sein grausames Betragen gegen Thiere, das ihn auch gegen Menschen, gegen

seine Aeltern, ja sogar gegen Gott gefühl- und lieblos machte, bestraft!

Hab' gegen Thiere ein mitleidig Herz,
Mach', wenns nicht nöthig, ihnen niemals Schmerz;
Wer Thierequälerei zur Lust verübet,
Am Ende weder Gott noch Menschen liebet.

Die zwei Täubchen.

Die kleine Elise hatte ein Paar wunderschöne, schneeweiße Täubchen zum Geschenke bekommen. Die Täubchen wurden bald sehr zahm, pickten ihr Körner aus der Hand, und machten ihr tausend Freuden.

Eines Tages stand das Fenster offen und beide flogen hinaus und setzten sich auf das nächste Dach. Elise erschrak und lockte ihnen sehr ängstlich. Das eine kam sogleich, und setzte sich auf ihre ausgestreckte Hand.

Das andere flog weiter — und plötzlich kam der Raubvogel, ergriff und zerriß es. Elise weinte schmerzlich und die Mutter sprach zu ihr: „Sieh, so geht es, wenn man nicht gehorsam ist. Gleiche daher nie dem ungehorsamen, sondern immer dem gehorsamen Täubchen."

Gehorsam bringet Segen, Glück und Heil,
Der Ungehorsam bringt das Gegentheil.

Der Haushahn.

Zwei Räuber stiegen um Mitternacht auf einer Leiter zum Fenster einer Mühle hinein, um den reichen Müller zu berauben. Wie sie nun in dem dunkeln Hausgange leise auf den Zehen vorwärts schlichen, um die Schlafkammer des Müllers zu finden, wo er sein Geld aufbewahrte, krähte nicht weit von ihnen der Haushahn.

Der jüngere Räuber fuhr zusammen und

sagte leise: „Der Hahn hat mich recht erschreckt! Wir wollen wieder umkehren; der Diebstahl möchte aufkommen!“

„Du furchtsamer Tropf!“ sprach der ältere; „wer uns in den Weg kommt, den stoßen wir mit unsern Dolchen nieder. Dann kräht kein Hahn darnach!“

Die Bösewichter rissen die Kammerthür auf, versetzten dem Müller, der sich tapfer wehrte, eine tödtliche Wunde, und machten sich mit dem Gelde davon.

Drei Jahre nachher blieben sie einmal in dem Wirthshause eines entlegenen Walddorfes über Nacht. Da krähte der Haushahn ganz nahe bei ihnen so laut, daß beide davon erwachten.

„Der verwünschte Hahn!“ sprach der ältere Räuber; „ich könnte ihm gleich den Kragen umdrehen. Seit jener Nacht in der Mühle ist mir sein Krähen in der Seele zuwider.“

„Gehts dir auch so wie mir!“ sprach der jüngere. „Wir hätten den Müller nicht umbringen sollen. Denn seit der Zeit geht mir,

so oft ein Hahn kräht, ein Stich durch's Herz."

Sie schliefen wieder ein; aber gegen Morgen drangen plötzlich bewaffnete Männer in die Kammer und nahmen sie gefangen. Der Wirth hatte, da zwischen ihrer Schlafkammer und der seinigen nur eine dünne Bretterwand war, ihr Gespräch gehört, und sogleich bei dem nächsten Amtsgerichte Anzeige davon gemacht.

Als nun beide Mörder wegen ihrer Mordthat hingerichtet wurden, sagten die Leute: „So hat doch ein Hahn darnach gekräht! Besser wäre es gewesen, sie hätten sich von dem Hahne warnen lassen, der zuvor gekräht hat."

Es ruft der Hahn in dunkler Nacht:
Nimm dich vor Bösesthun in Acht,
Weh' dem, der eine böse That vollbracht!

Die Henne.

Brigitte, eine arme Spinnerin, saß eines Abends allein in ihrer Stube und spann. Da kam bei der offenen Thüre mit langsamen bedächtlichen Schritten eine Henne herein, die der Nachbarin gehörte. Brigitte machte geschwind die Thüre zu, fing die Henne und trug sie in ihr Kämmerlein unter dem Dache. „Hier will ich sie heimlich füttern," sagte sie, „so bekomme ich nach und nach viele Dutzend Eier."

Wirklich legte die Henne schon am nächsten Morgen ein Ei. Allein einen Umstand hatte Brigitte zu ihrem großen Schrecken nicht vorher bedacht. Sobald das Ei gelegt war, fing die Henne an mächtig zu gacksen. Brigitte sprang eilig die Stiege hinauf, sie zum Schweigen zu bringen. Doch die Nachbarin hatte das Gacksen bereits gehört, trat mit einem Mal laut schmählend in die Kammer und nahm ihre Henne wieder mit sich fort.

Brigitte hatte von der reichen Nachbarin bisher öfter Mehl, Butter und Eier geschenkt bekommen, allein von nun an erhielt sie nicht mehr das Geringste, und kam überdies noch in den üblen Ruf einer Diebin.

Unrechtes Gut duld' nicht im Haus,
Es ruft oft selbst den Diebstahl aus.

Das Ei.

Zur Zeit bürgerlicher Unruhen und des Krieges drangen die Feinde in eine ruhige, friedliche Stadt ein, und forschten überall nach einem frommen, rechtschaffenen Mann, der nicht mit ihnen gehalten, sondern ihre Empörung laut und öffentlich getadelt hatte. Er war ihnen daher vor allen andern Bürgern verhaßt, und sie hatten ihm den Tod geschworen.

Er flüchtete sich in ein altes, großes Gebäude hoch hinauf unter das Dach, und ver-

barg sich da unter aufgeschichtetem Reisig und Brennholze. Er hörte den Lärmen der Aufrührer, die ihn auch in diesem Hause aufsuchten. Sie fanden ihn nicht; viele von ihnen aber quartierten sich hier ein.

Er durfte sich nicht hervorwagen. Der Hunger quälte ihn sehr und er betete: „O Du lieber Gott! Du hast mich diesen Zufluchtsort finden lassen; o laß mich hier nicht verschmachten!“

Horch! da hörte er das Gacksen einer Henne. Er suchte nach, fand ihr Nest, und darin zwei oder drei Eier. Er getraute sich nicht alle zu nehmen, weil er fürchtete, die Henne möchte ihre Eier sonst nicht mehr hieher legen. Er nahm nur eines davon und erquickte sich damit.

Am folgenden Morgen legte die Henne wieder ein Ei, mit dem er sein Leben fristete, und so ging es fort alle Tage, bis die Feinde abgezogen waren, und er zur großen Freude seiner Freunde sich nun wieder öffentlich sehen lassen durfte.

Wie gütig weiß der liebe Gott,
Zu retten uns aus jeder Noth.

Zwei junge Hühner.

Paul und Lenchen, zwei Geschwister in der Stadt, bekamen ein Paar hübsche, artige junge Hühner geschenkt. „Es sind zwei junge Hennen," sagte Lene, „wir wollen sie aufziehen." Der gierige Paul aber brachte sein Huhn sogleich um, und ließ es sich von der Köchin braten.

Die Schwester tadelte ihn als grausam und freßgierig. Allein Paul lachte nur, und verzehrte das gebratene Huhn mit Lust. Die häusliche Lene fütterte ihr Hühnchen groß, und es legte nun alle Tage ein Ei. „Jetzt gäbe ich doch etwas Rechtes darum," sagte Paul, „wenn ich mein Hühnchen nicht sogleich gemetzget hätte."

Die Mutter sprach: „So wie Paul macht es der Verschwender. Er bringt in kurzer Zeit sein Kapital durch, das ihm Jahre lang

Zinse getragen hätte. Er schlachtet die Henne, die ihm reichliche Eier gelegt hätte."

Des Sparsamen bedachter Sinn
Gewährt beständigen Gewinn.

Ein halbes Dutzend junge Hühnchen.

1.

Eine fleißige Bäuerin hatte einer Henne Eier zum Brüten unterlegt. Als die Hühnchen anfingen, auszukriechen, zeigte sie ihren Kindern ein Ei, in welchem das Hühnchen die Schale eben von Innen aufpickte. Martha, die Mutter, half ihm vollends heraus, und die Kinder freuten sich und jubelten laut, daß ein so junges Vögelein sogleich stehen und laufen konnte, und aus den schwarzen Aeuglein so munter in die Welt blickte. Noch

größer war die Freude der Kinder, als alle die fünfzehn kleinen, gelbhaarigen Dingerchen ausgekrochen waren, der Henne nachliefen, auf ihre Stimme horchten, auf ihren Ruf alle, auch die sich etwas entfernt hatten, wieder zusammen kamen, und das ihnen hingestreute Futter aufpickten; und wie sie, wenn ein rauhes Lüftchen wehte, sich unter der Henne verbargen.

„Seht Kinder,“ sagte die Mutter, „wie Gott es so weise und liebreich eingerichtet hat, daß die Henne sich ihrer Jungen so sorgfältig annimmt, und ihnen beständig lockt; daß sie, wenn sie Futter findet, ihnen lauter ruft, und wenn ein kalter Wind wehet, sie mit ihren Flügeln bedeckt; und wie die Jungen sie kennen, und ihrem Rufe folgen. Möchtet auch ihr meine Sorgfalt für euch erkennen, und meiner Stimme Gehör geben!“

O Kinder, lernt an diesen Vögelein,
Der treuen guten Mutter folgsam seyn.

2.

Als die Hühnchen etwas größer waren, und anstatt der gelben Haare bereits schwarze, weiße oder braune Federn hatten, und Martha eines Morgens in das Hühnerhaus kam, bemerkte sie, daß von den fünfzehn Hühnchen sechse fehlten. Sie hatte sogleich den Knaben des Nachbars als den Dieb in Verdacht; sie vernahm auch, daß er wirklich einen Korb mit Hühnern in die Stadt getragen habe.

„Dort“, sagte sie, „wird er sie der Frau, die Geflügel mästet und damit handelt, verkauft haben; denn eine Köchin hätte so kleine Hühner ihm auf dem Markte schwerlich abgekauft.“

Sie nahm, nachdem sie vorher noch ihre Hausgeschäfte besorgt hatte, einen Korb an den Arm, und sprach zu den Kindern: „Ich gehe jetzt in die Stadt, und werde die Hühnlein in diesem Korbe sicher wieder zurückbringen.“

Als Martha in den Hof am Hause der

Frau kam, die mit Geflügel handelte, erblickte sie viele Gänse, Enten, Hennen und eine große Menge junger Hühner. Sie forderte die ihrigen zurück. Die Frau sagte: „Es hat mir diesen Morgen allerdings ein Knabe sechs junge Hühner zu kaufen gegeben; allein wer könnte sie unter so vielen heraus finden?"

„Das wäre freilich schwer," sagte Martha. „Ich selbst wüßte sie nicht genau zu erkennen. Allein es wird sogleich aufkommen, welche aus den vielen Hühnern die meinigen sind."

Sie öffnete den Korb, in dem sich die Bruthenne befand, und ließ sie heraus. Sobald die sechs gestohlenen Hühnlein die Henne erblickten, so sprangen alle eilig herbei und umringten sie.

Martha sagte: „Es ist doch schön, daß die Hühnlein, so viele Hennen auch hier im Hofe herum laufen, sogleich ihre Bruthenne erkannt haben. Gott hat doch Alles wohlgemacht und so auch mir wieder zu meinem Eigenthum geholfen."

Im großen Reiche der Natur
Zeigt Alles ihres Schöpfers Spur.

3.

Martha that Henne und Hühnchen in den Korb und sagte zu der Geflügelhändlerin: „Was das Geld betrifft, das Ihr für die Hühner ausgelegt habt, so wird der Dieb es euch wieder richtig zurück geben. Verlaßt euch darauf."

Noch am Abende desselben Tages kam der Vater des jungen Hühnerdiebes mit ihm zu Martha, damit er ihr abbitte. Der Knabe that es unter vielen Thränen, konnte jedoch seinen Aerger über die Hühner nicht ganz unterdrücken. „Das hätte ich nicht gedacht," sagte er, „daß die einfältigen Thiere mich verrathen könnten."

„Sey nur froh," sprach der Vater, „daß die gute Martha dich nicht verklagt hat, sonst hätte man dich drei Tage bei Wasser und Brod eingesperrt."

Der Knabe mußte nun noch auf Befehl seines Vaters, jener Frau in der Stadt, das

Geld bringen, und zu seiner großen Beschämung es ihr selbst übergeben. Die Frau wußte ihm sein Vergehen, mit beredter Zunge, sehr nachdrücklich vorzuhalten. „In meinem Leben,“ sagte sie unter Anderm, „kaufe ich dir nichts mehr ab; du aber kommst, wenn du auf dem Wege, den du betreten hast, fortwandelst, sicher noch in das Zuchthaus.“

Wer Reue sich und Schande will ersparen,
Muß seine Hand vor allem Unrecht rein bewahren.

Bruthenne, junge Entchen, und eine Gans.

Eine Müllerin ließ eine Henne Enteneier ausbrüten. Als die jungen Entchen ausgekrochen waren, und das erste Mal in das Freie kamen, wackelten sie sogleich dem Weiher nächst der Mühle zu, und plätscherten lustig

darin herum. Die Henne lief mit kläglichem Geschrei an dem Ufer auf und ab, wollte ihre Jungen nicht verlassen, wagte sich auch wohl einige Schritte in das Wasser, wich aber scheu immer wieder zurück.

Auf dem Weiher befand sich blos eine einzelne Gans. Diese schwamm laut schnatternd, als wollte sie die jungen Entchen begrüßen, herbei; das gelbhaarige Völklein umringte sie sogleich und durchschwamm, ihr folgend, den ganzen Teich, wo sie auf manchen Stellen reichliches Futter fanden. Als die Entchen satt und müde vom Schwimmen waren, führte die Gans sie wieder an das Land, und sie liefen nun wieder der Henne nach.

Als am folgenden Tage die Entchen wieder dem Wasser zueilten, kam die Gans auch sogleich wieder an das Ufer. Die Entchen umgaben sie wieder. Die Henne flog der Gans auf den Rücken, und blieb, so lange die Wasserfahrt währte, da sitzen. Das geschah alle Tage, bis die Entchen so groß waren, daß sie zu Wasser die Hülfe der Gans, und

zu Land die Obhut der Henne nicht mehr nöthig hatten.

Die seltene Begebenheit würde man kaum glauben, wenn nicht viele Menschen sich an dem artigen Schauspiele ergötzt und es bezeugt hätten.

Sie waren auf diese Vögel — die Henne, die Entchen und die Gans — aufmerksamer, als sonst wohl geschehen wäre, und machten darüber manche Bemerkung.

„Es ist doch recht schön,“ sagten sie, „daß man sogar bei den Thieren eine Art von gegenseitiger Liebe, von Zutrauen und Mitleid findet. Wie zärtlich ist diese Henne für ihre Jungen, sogar für ihre Stiefkinder besorgt; wie liebreich nahm die Gans sich einer fremden Brut an, welcher die Henne nicht folgen konnte, und welches Zutrauen faßte die Henne zu der Gans, die sich der Entchen so liebreich annahm. Auch ist es schön, daß die Gans es der Henne willig gestattete, die seltsame Schifffahrt mit zu machen.“

Der Müller machte über die Entchen, an denen seine Kinder große Freude hatten, noch besondere Bemerkungen.

„Die kleinen Dingerchen,“ sagte er, „wissen besser, was ihnen taugt, als die Henne. Wer hat ihnen dieses gesagt? Wie Gott ihnen den Trieb eingepflanzt hat, in das Wasser zu gehen und darin Nahrung zu suchen, so hat Er sie auch zu diesem ihren Berufe ausgestattet. Ihr Schnabel ist nicht spitzig, sondern breit, wie ein Löffel, damit sie das Wasser und was sich darin für sie Nahrhaftes befindet, leicht einschlürfen können. Ihre Füße sind nicht nur zum Gehen, sondern noch mehr zum Schwimmen eingerichtet, denn zwischen den Zehen befinden sich Schwimmhäute, damit die Füße auch zum rudern dienen. Besonders merkwürdig ist noch: so lange die Enten auch im Wasser bleiben, so werden ihre Federn doch nicht naß. Das Wasser rollt über sie hinweg und sie kommen trocken wieder an das Land. Sie haben ein Gefäß mit Oel am Leibe, womit sie ihre Federn einschmieren, damit kein Wassertropfen daran hängen bleibt. Wenn man hingegen eine Henne ins Wasser taucht, so werden ihre Federn ganz durchnäßt, und sie bekommt ein klägliches Aussehen. Se-

hen wir nicht auch darin die Weisheit und Güte Gottes?

Nimmst du die Werke Gottes recht in Acht,
So siehst du, daß Er Alles wohl gemacht.

Ein seltenes Huhn.

Margaretha, eine sehr arme Wittwe, vermochte nur zwei Hennen zu halten. Eine davon ließ sich zum Brüten an. Margaretha hatte auf einem entfernten großen Bauernhofe Flachs zum Spinnen erhalten, trug das gesponnene Garn hin, und verlangte für einen Theil des Spinnlohns Eier, um sie von der Bruthenne ausbrüten zu lassen.

Die Bäuerin sprach: „Weil Ihr gar so fleißig gewesen seyd, und das Garn so schön rein und gleich ausgefallen ist, so schenke ich Euch zu den fünfzehn Eiern noch ein Paar

kleinere. Die seltenen Hühnlein, die aus diesen Eiern kommen werden, bringen Euch vielleicht mehr ein, als die fünfzehn übrigen Hühner."

Margaretha war auf die erwarteten zwei Hühnlein sehr begierig. Allein aus dem einen Ei kam kein Junges hervor, und sie meinte schon, die Bäuerin habe sie zum Besten gehabt. Aber sieh da, aus dem andern Ei kroch zuletzt noch ein Küchlein hervor, über das Margaretha sich verwunderte. Es wurde größer als die übrigen jungen Hühner, schön schwarzblau und mit weißen Punkten besäet, die den Perlen glichen. „Das schöne Huhn," dachte sie, „will ich behalten, bis es ganz ausgewachsen ist; nur die übrigen jungen Hühner will ich verkaufen."

„Aber, Du lieber Gott," seufzte sie, „der geringe Erlös, und Alles, was ich mit Spinnen verdiene, reicht nicht hin, mir Brodkorn und Holz für den Winter anzuschaffen. Doch, der gütige Gott, auf Den ich immer vertraut habe, wird mir aus der Noth helfen."

Es fiel ihr ein, das schön getüpfelte Huhn

der gnädigen Frau droben auf dem Schlosse zu verehren. „Sie hat mir," dachte sie, „schon so viele Wohlthaten erwiesen, daß ich mir um keine neue zu bitten getraue. Wenn ihr aber das sonderbare Huhn gefällt, so kann ich vielleicht doch noch eine Bitte wagen."

Als die Frau das Huhn erblickte, rief sie freudig: „Ein Perlhuhn! Das ist mir sehr willkommen! Ich hatte Hahn und Henne. Der Raubvogel aber hat mir die Henne geraubt. Was verlangt Ihr für das Huhn?"

Margaretha sagte: „Ich bringe es Ihnen blos als ein kleines Zeichen meiner Dankbarkeit für so viele schon erhaltene Gnaden."

„Nun wohl," sagte die Frau, „so werde ich Befehle geben, Euch so viel Getreide und Holz abzureichen, als Ihr den Winter hindurch für Eure kleine Haushaltung nöthig habt."

Margaretha dankte der Frau unter Thränen; noch inniger gerührt aber dem lieben Gott. „Du gütiger, barmherziger Gott," sagte sie, „hast es der Bäuerin und der gnädigen Frau eingegeben, mich so zu beschenken.

Du hast mir so aus meinen Nöthen geholfen."

Gott weiß auf vielen tausend Wegen
Uns zu erfreun mit Seinem Segen.

Der Pfau.

Zwei Kinder vom Lande trugen Erdbeeren zum Verkauf in die Stadt. In dem Vorhofe eines schönen großen Hauses erblickten sie einen Vogel, desgleichen sie noch nie gesehen hatten. Es war ein Pfau, der stolz einher schritt, von Zeit zu Zeit seine Stimme hören ließ, und dann im Glanze der Sonne seinen prächtigen Schweif ausbreitete.

„Ei," rief Röschen, „wie wunderschön ist dieser Vogel! Wie ist sein Hals, so wie er ihn wendet, bald goldengrün, bald glänzendblau! Und schönere Farben, als an seinem Schweife, gibt es gar nicht!

„Mir," sagte Hans, „gefällt dieser Vogel nicht so, wie dir. Wie häßlich sind seine Füße! Und hast du denn sein widerliches Geschrei nicht gehört?"

Röschen sagte: „Ich konnte seine herrlichen Farben nicht genug betrachten; auf die Füße habe ich ihm gar nicht gesehen und seine Stimme kaum gehört."

Die Frau des Hauses war, mit Julchen ihrer Tochter, die ein Körbchen voll Hühnerfutter trug, in den Hof herab gekommen, und hatte das Gespräch der Kinder gehört. Sie lobte das sanfte Röschen und tadelte den rohen, dummen Hans.

Hierauf wandte sie sich zu Julchen und sprach: „An diesen zwei Kindern können wir lernen, wie wir es auch in Beurtheilung der Menschen machen sollen. Wir müssen nur auf ihr Gutes sehen und nicht auf ihre Fehler. Das macht uns Freude, erspart uns viel Verdruß, und bessert uns. Wenn man aber die Augen nur immer auf das Fehlerhafte der Menschen richtet, so hat man dabei keine, oder nur eine böse Schadenfreude, thut Andern leicht

Unrecht und wird dabei selbst schlecht, stolz und lieblos."

Wie wir über unsere Mitmenschen nicht ungerecht urtheilen sollen, so müssen wir auch Kunstwerke, Gemälde und Bücher nicht unbillig beurtheilen."

Ist wo des Guten und des Schönen mehr,
So tadle kleine Fehler nicht so sehr.

Die Gans.

1.

„Die Gans hier auf unserm Hofe ist ein sehr nützlicher Vogel," sagte Adelbert. „Man nennt sie zwar dumm, und sie mag es auch wohl seyn. Allein sie hat doch drei Geschicklichkeiten, die kein anderes Thier in sich vereinigt; nur den Schwan, die Ente und noch einige andere Schwimmvögel ausgenommen. Sie kann Wasser, Luft und Erde zu ihrem

Vortheil benützen. Sie schwimmt auf dem Wasser, sie erhebt sich in die Luft und fliegt, sie kann auf der Erde gehen. Welches andere Thier kann dieses Alles?"

„Wohl wahr," sprach Bruder Benno, „allein dieses Alles kann sie nur sehr unvollkommen. Oder kann sie fliegen, wie ein Adler? Schwimmt sie wie ein Fisch? Und was ist ihr wackelnder Gang gegen den schnellen Lauf des Hasen?"

„Sehr gut bemerkt," sprach der Vater. „Allein ein Thier ist und bleibt nun einmal wie es geschaffen ist, und kann es in keinem Stücke weiter bringen. Der Mensch allein vermag jede seiner Fähigkeiten zu höherer Vollkommenheit auszubilden. Wer sich jedoch auf zu vielerlei Dinge verlegt, der weiß und kann am Ende nun wohl von allen Etwas, im Ganzen aber wenig oder nichts. Nur Eine Wissenschaft oder Kunst recht lernen und üben, macht den Meister."

Wer sich befaßt mit gar zu vielen Dingen,
Dem wird wohl selten Eines ganz gelingen.

2.

„Heute ist mein Namenstag," sagte der kleine Martin zu seinen Geschwistern; „heute auf die Nacht bekommen wir eine gebratene Gans." Sobald man am Abend das Licht anzündete, setzten sich die Kinder voll Freuden um den gedeckten Tisch, und konnten den seltenen Braten kaum erwarten.

Endlich kam die Magd herein, sah nach der Gans, die im Ofen der Stube gebraten wurde, und sagte: „Vor einer halben Stunde kann man nicht essen." Die Kinder fingen vor Ungeduld an zu weinen. Die Magd wollte, um sie zu geschweigen, eine List gebrauchen, und sprach: „Draußen geht heute ein fürchterlicher Mann herum, Klaubauf genannt, welcher ungehorsame Kinder in seinen Sack steckt. Wenn ihr nicht schweigt, so gebe ich ihm die Gans."

Die Kinder achteten wenig auf diese Rede, und verlangten mit noch größerem Ungestüm, man solle einmal anrichten. Nun machte die

Magd das Fenster auf, bot die Pfanne mit der Gans hinaus und sagte: „Da Klaubauf, hast du die Gans.“ „Ich danke,“ sagte draußen mit rauher Stimme ein Dieb, riß ihr die Pfanne sammt der Gans aus der Hand und lief damit eilig davon.

Die Kinder schrien jämmerlich zusammen, und auf ihr Geschrei kam die Mutter in die Stube. Als sie vernahm, was geschehen war, sagte sie: „Ihr Kinder seyd nun für euer gewaltthätiges Wesen bestraft, und könnet nun anstatt des Bratens mit einer Suppe vorlieb nehmen. Dir aber,“ sprach sie zur Magd, „habe ich deine Lügen und albernen Märchen schon oft untersagt; ich werde dir nun für deine übel abgelaufene List — Gans und Pfanne an deinem Lohne abziehen.“

Wohl dem, der sanft und redlich ist,
Denn selten hilft Gewalt und List.

Die wilde Ente.

Ignaz, der Sohn eines Holzhackers, hatte mit Erlaubniß des Jägers, im Walde einige Reihen Vogelbögen, sogenannte Gerichtlein, aufgehängt und sie mit schönen rothen Beeren versehen; die Drosseln, die er in den Schlingen fing, trug er in die Stadt und brachte dann das erlöste Geld seinem Vater.

Der Herr, der ihm die meisten Drosseln abkaufte, sagte einst zu ihm: „Bring mir einmal eine Wildente, und ich gebe dir einen Gulden dafür. Ich möchte einem Freunde, der sie gerne ißt, ein Geschenk damit machen."

Ignaz sagte dem Jäger davon; allein dieser schüttelte den Kopf und sprach: „Daraus wird wohl nichts werden; die wilden Enten sind hier zu Lande rare Vögel."

Als Ignaz wieder einmal in den Wald kam, fand er einen Pfeifenkopf von Meerschaum, der mit Silber beschlagen war. Er sah sogleich, daß er dem Jäger gehöre, und brachte ihm

den Kopf. Der Jäger dankte ihm, gab ihm aber, was den ehrlichen Knaben fast verdroß, keinen Kreuzer Trinkgeld.

Als Ignaz bald darauf wieder seine gefangenen Vögel ausnahm, sieh! da erblickte er in einer der Schlingen eine wilde Ente, die mit ihrem goldgrünen und stahlblauen Farbenschmucke prächtig anzusehen war. Er rief voll Erstaunen: „Wie ist doch das möglich! Eine Wildente in den Vogelgerichtlein zu fangen, ist etwas ganz Unerhörtes!"

Aber bald erkannte er, daß die Ente ein Geschenk des braven Jägers war. Denn sie hatte ein Brieflein im Schnabel, worin die bereits hundert Jahre alten, schönen Reime geschrieben standen, die der redliche fromme Waidmann, wenn er durch den Wald ging, öfter zu singen, und wohl auch den Landleuten der Gegend bei jeder Gelegenheit zu sagen pflegte:

Ueb' immer Treu' und Redlichkeit,
Bis an dein kühles Grab,
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab;

Dann wirst du wie auf grünen Auen
Durch's Pilgerleben geh'n,
Dann kannst du sonder Furcht und Grauen
Dem Tod entgegen seh'n.

Die Dohle.

Wendelin, der Knabe eines armen Korbmachers, brachte einmal eine junge Dohle mit nach Hause und zog sie auf. Sie wurde sehr zahm, flog bei dem Fenster der niedrigen Hütte aus und ein, und die Kinder hatten daran ihre größte Freude.

Eines Tages fiel die einzige Ziege, die Wendelin hüten mußte, von einem hohen Felsen herab, und war sogleich todt. Der Vater sagte betrübt: „Ich vermag es nicht, eine andere Ziege zu kaufen." Die Kinder weinten und riefen: „Ach, nun bekommen wir keine

Milch mehr!“ Die Mutter aber sprach: „Seyd getrost; der liebe Gott wird helfen!“

Und sieh, da kam die Dohle zum Fenster herein, und hatte ein Goldstück im Schnabel. Die Kinder riefen erfreut: „Nun ist uns mit einem Male geholfen.“

Allein der Vater sprach: „Nein, noch nicht! Der schwarze Vogel, der Dieb, hat, wie es die Art dieser Vögel ist, das Geld gestohlen. Wir dürfen es nicht behalten, und könnte es uns vom Hungertode erretten. Ich will es auch bald ausfindig machen, wem es gehöre.“

Gegen Abend hörten sie in dem Hause des reichen Nachbars, des Meierbauers, einen großen Lärmen. „Du treuloser Knecht!“ schrie der Bauer. „Du hast von den zwanzig Goldstücken, die ich für meine zwei Ochsen einnahm und in der obern Stube am offenen Fenster liegen hatte, mir eines gestohlen. Du bist droben in der Stube gewesen, um, wie du vorgibst, mich zu suchen, obwohl du gewußt hast, ich sey nicht dort. Du bist der Dieb. Auf der Stelle gib mir mein Geld zurück, oder ich schlage dich todt.“

Der Vater sprang eilig hinüber, gab dem erzürnten Bauer das Goldstück, und erzählte, wie er dazu gekommen sey. Der Bauer sprach: „Deine Ehrlichkeit bei deiner großen Noth setzt mich in Erstaunen! Auch hast du großes Unheil verhindert. Ich habe dem Knechte Unrecht gethan, und wer weiß, was noch geschehen wäre. Ich will ihm das Goldstück schenken. Dir aber, mein ehrlicher Nachbar, bin ich großen Dank schuldig. Zum Lohne deiner Ehrlichkeit schenke ich dir anstatt deiner verlorenen Ziege eine Kuh, die deine Haushaltung reichlich mit Milch versehen wird."

Die Kinder waren voll Freude, als der Vater die schöne fleckige, junge Kuh am Horn brachte. Er aber sagte:

„Bleibt Kinder stets auf Gottes Wegen
So bleibt bei euch stets Gottes Segen."

Der Storch.

Katharina, eine Bauerntochter, hatte auf einem grünen sonnigen Plätzchen ihres Baumgartens sehr feines Garn, das sie selbst gesponnen hatte, zum Bleichen ausgebreitet. Barbara, die Tochter des Nachbars, kam öfters in den Garten herüber, zeigte an dem schönen Garn eine große Freude, und half ihr es begießen.

Eines Tages merkte Katharina, daß einige Stücke des Garns fehlten. Sie hatte sogleich ihre Gespielin im Verdacht, lief zu ihr hinüber, und schrie: „Barbara! Du hast mir mein Garn gestohlen! Kein fremder Mensch ist in den Garten gekommen, als du. Sogleich gib es mir zurück!“

Barbara betheuerte vergebens ihre Unschuld; sie wurde im ganzen Dorfe als eine Diebin verschrien.

Im nächsten Jahre wurde das alte Storchennest auf dem Kirchthurme ausgebessert — und

sieh, da fand man das Garn in dem Neste. Der Storch hatte es also, um sein Nest damit warm auszufüttern, gestohlen, und Barbara's Unschuld war nun am Tage.

Katharina bat sie mit weinenden Augen um Verzeihung, und schenkte ihr all das Garn, das beide mit einander begossen hatten. „Ach," sagte sie, „ich habe mich arg betrogen. Es ist doch wahr:

Der Argwohn ist ein Schelm, der leicht betrügt,
Wohl dem, der weise ihn sogleich besiegt."

Der Papagei.

Ein alter Matrose kaufte in einem fernen Welttheile einen Papagei, der mit prächtigen hellgrünen und hochrothen Federn prangte. Der gute Mann wollte ihn der Tochter des Kaufmannes, auf dessen Schiffe er diente, als ein Geschenk von der Reise mitbringen.

Auf der Heimfahrt bekam der Matrose einen heftigen Husten, und wurde deßhalb von aller Arbeit freigesprochen. Er lehrte nun in seinen müßigen Stunden dem Vogel einige Worte sprechen, damit die kleine Fanny eine desto größere Freude daran haben möge.

Als der Matrose das Geschenk überreichte, rief der Papagei auch wirklich zur großen Freude der Aeltern und der Tochter: „Es lebe Fanny!“

Aber kaum hatte der Vogel diese Worte gesprochen, so fing er zum großen Verdrusse des Matrosen an, so abscheulich zu husten und zu räuspern, daß alle in ein Gelächter ausbrachen.

Fanny sagte: „Das ist dumm von dem Papagei, daß er nicht nur die Worte, sondern auch den Husten seines Lehrmeisters nachmachet.“

Die Mutter befahl, den einfältigen Vogel sogleich aus dem Hause zu schaffen.

Der Vater aber sprach: „So dumm dieser Vogel ist, so gibt er uns doch die weise Lehre: Wir sollen nur das Schickliche und

Gute, das wir an Andern bemerken, nachahmen, aber nicht, was unschicklich oder gar böse ist."

Das Gute Andrer ahme nach,
Das Böse brächte dir nur Schmach.

Ein Vogelduett.

Ein biederer, tapferer Krieger hatte mehrere Jahre gedient, viele Feldzüge mitgemacht, auch nicht wenige Wunden davon getragen, und kam, mit einer goldenen Ehrenmünze an der Brust, zurück in sein Dorf. Mit schwerer Arbeit konnte er sein Brod nicht mehr verdienen. Er beschäftigte sich nun damit, Singvögel, an denen er von Jugend auf Freude gehabt, zu fangen und zu verkaufen, und erwarb so sein tägliches Brod.

Vor allen Vögeln des Waldes schätzte er den Gimpel, den die alten Deutschen, weil er

mit schöner purpurrother und sanftblauer Farbe geschmückt ist und sein Kopf mit einem schwarzen Käppchen bedeckt scheint, „Dompfaff" nannten. Dieser Vogel wird auch sehr zutraulich und zuthätig gegen die Menschen, und lernt, wiewohl sein Waldgesang wenig taugt, kleine Liedchen sehr artig singen.

Einen solchen Vogel richtete der wackere Krieger Lorenz zum Singen ab. Er bemerkte, daß der Vogel, wenn man ihn mit Worten oder Winken dazu aufforderte, sein Liedchen sogleich zu singen anfange. Dies brachte Lorenz auf den Gedanken, noch einen solchen Vogel in einer andern Kammer abzurichten, damit er zu dem Liedchen die zweite Stimme, oder wie man zu sagen pflegt, die Sekund' singe. Als er beide Vögel in seiner Stube zusammen brachte und ihnen das gewohnte Zeichen gab, sangen sie beide zusammen ein so schönes Duett, daß Lorenz darüber entzückt war.

In der nicht weit entfernten Stadt befand sich ein leidenschaftlicher Vogel-Liebhaber, der Besitzer eines großen Gasthofes, der dem Lorenz schon viele Vögel abgekauft hatte. Zu

diesem trug er die zwei Vögel in ihrem Käfige, redete sie an, und winkte ihnen mit der Hand. Auf das gewöhnliche Zeichen fingen beide zugleich an zu singen. Der Vogelfreund war darüber erstaunt und hoch erfreut, und fragte: „Was kosten die zwei kleinen artigen Musiker?"

Lorenz erzählte, wie lange Zeit und wie viele Mühe es ihm gekostet habe, die Vögel abzurichten, überließ es aber dem Herrn, was er dafür geben wolle. Der entzückte Vogelfreund gab ihm fünf und zwanzig Gulden. Lorenz war darüber so erfreut, als der beglückte Käufer über den Besitz der zwei Vögel.

So oft nun Gäste kamen, die der Wirth ehren und gut unterhalten wollte, mußten die kleinen zwei Sänger sich hören lassen. Dabei machte er manche schöne Bemerkung. „Ist es nicht wunderbar," sprach er, „daß diese zwei Vögelein so schön singen lernen, ihr Liedchen so genau merken und auf einen Wink, sogleich willig und freudig singen! Wie schön stimmen sie zusammen, ohne einander irre zu machen! Zwei Opernsänger können ein Duett nicht

richtiger vortragen. Dieses Talent verlieh ihnen der Schöpfer, und hat gewiß dabei auf den Menschen Bedacht genommen. Denn im Walde, in der Freiheit, singen diese Vögel schlecht, oder vielmehr gar nicht. Nur dem Menschen gelang es, diese ihre verborgene Eigenschaft zu entdecken. O wenn wir die Geschöpfe Gottes näher und aufmerksamer beobachten wollten, so würden wir die Weisheit und Güte Gottes in seinen Werken immer mehr bewundern und anbeten."

Eines Tages kehrte ein Engländer, ein reicher Lord, in dem Gasthofe ein. Der Gastwirth bat, zu erlauben, daß seine zwei kleinen Virtuosen, wie er sagte, sich produziren dürfen. Der Lord hörte mit Wohlgefallen zu. Der zweistimmige Gesang war ihm eine seltene naturhistorische Merkwürdigkeit. „Wie viele Guineen wollen Sie für das Paar Vögel?" sagte er.

„Zehn Guineen," sagte der Wirth. Denn die Vögel waren ihm zu lieb, als daß er sie weggeben wollte; er forderte daher so viel, damit dem Herrn die Lust vergehe, sie zu kaufen.

Allein der Lord sprach: „Gut, der Kauf ist richtig, ich zahle die verlangte Summe.“ Der Wirth steckte das Gold bestürzt ein, und als der Lord den zierlichen Käfig mit den Vögeln in seinen Reisewagen nahm und abfuhr, sah er ihm noch lange wehmüthig nach.

Der betrübte Vogelfreund setzte sich sogleich zu Pferd, und ritt zu seinem Vogelhändler Lorenz, um wieder ein Paar solcher Vögel zu kaufen oder zu bestellen. Allein als er in das kleine, düstere Stüblein trat, lag Lorenz krank im Bette. Er hatte den Vogelsang, von dem er bisher gelebt hatte, schon lange aufgeben müssen, und befand sich wirklich in großer Armuth und Noth. Der menschenfreundliche Gastwirth hatte herzliches Mitleid mit ihm.

Er dachte: „Die Goldstücke, die ich über das von mir ausgelegte Geld an den Vögeln gewann, hat doch eigentlich der arme, kranke Mann verdient, und er hat sie gegenwärtig höchst nothwendig! Ich will sie ihm geben.“ Er zählte die Goldstücke ihm auf das Bett hin.

Lorenz richtete sich in dem Bette auf, erhob beide Hände zum Himmel und rief: „O

Du guter, barmherziger Gott, der Du die Vögel unter dem Himmel ernähreſt! Du haſt auch mich bisher durch die Vögel ernährt. Auf Dich habe ich immer vertraut! Zu Dir habe ich heute Morgens und den ganzen Tag bis zu dieſer Stunde gebetet! Und nun erretteſt Du mich durch die zwei Vögel aus aller meiner Noth. Du gibſt mir ſo viel, daß ich die kurze Zeit, die ich noch auf Erden leben werde, mehr als genug habe, bis ich, wie ich hoffe, eingehen werde in das ewige Leben."

Er vergoß reichliche Thränen, aus Dankbarkeit gegen den Vater im Himmel und ſeinen Wohlthäter auf Erden. Und auch dieſer ſchied mit naſſen Augen von ihm.

Vertrau auf Gott, der jeden Vogel nähret,
Und Der auch dir, was du gebrauchſt, gewähret.

Fünfte Abtheilung.

Landthiere in Feld und Wald.

Das Lämmchen.

Drei Knaben sammelten an einem heißen Sommertage in dem Gebirge Kräuter für den Apotheker in der Stadt. Da fanden sie in dem Schatten eines buschigen Felsen ein Lamm, das vor Durst beinahe verschmachtet war.

„Kommt," sagte Jakob, der älteste Knabe, „wir wollen das Lamm vollends umbringen, das Fleisch theilen, und um das Fell das Loos ziehen."

„Nein," sagte Andreas, der jüngere, „das

Lamm geht uns nichts an. Wir wollen es liegen lassen, wo es liegt. Wer es verloren hat, wird es schon wieder aufsuchen."

Der jüngste aber, Namens Johannes, sprach voll Mitleiden: „Ach das arme Thierchen! Wie dauert es mich! Ich will es zu einer Quelle tragen, und es trinken lassen. Dann will ich in den umliegenden Hütten bei den Hirten anfragen, wem es gehöre!"

Er hob das Lamm auf und nahm es in seine Arme. Allein die zwei andern verlachten ihn, spotteten über sein mitleidiges Herz, und Jakob wollte ihm das Lamm mit Gewalt entreißen und es todtschlagen.

Da trat plötzlich ein alter Hirt hinter dem Felsen hervor, gab dem Jakob mit seinem Stocke einige derbe Streiche über den Rücken und rief: „Du Bösewicht, du wirst deinen Mitmenschen noch viel Böses zufügen. Bessere dich, sonst wird einmal ein Räuber oder gar ein Mörder aus dir."

„Du," sprach er zu Andreas, „hast auch weder Mitleiden noch Erbarmen. Auch von dir haben die Menschen wenig Gutes zu erwarten."

„Du aber, lieber kleiner Johannes, hast ein edles, wohlwollendes Herz. Das Lamm gehört mein und ich schenke es dir. Bleibe immer so gut und mitleidig, und du wirst Andern viel Gutes erweisen, das dir selbst zu noch größerem Segen gereichen wird."

Johannes erfrischte das Lamm bei der nächsten Quelle, trug es voll Freuden seinen armen Aeltern nach Hause, und sie kamen durch das Lamm nach und nach zu einer kleinen Schafheerde.

Ein gutes Herz, ein milder Sinn
Bringt uns den reichlichsten Gewinn.

Die Schafheerde.

1.

Ein junger Schäfer hütete in dem Gebirge seine Schafe. Eines Tages saß er auf einem Felsenstücke in dem Schatten einer Tanne. Er schlief ein und wankte und nickte im Schlafe

beständig mit dem vorwärts hängenden Kopfe. Der Schafbock, der nicht weit von ihm graste, meinte, der Schäfer fordere ihn zum Zweikampfe heraus, und wolle mit ihm stoßen. Der Bock nahm daher eine drohende Stellung, ging, nach Art dieser Thiere, erst, um einen rechten Anlauf zu nehmen, einige Schritte zurück, rannte dann auf den Schäfer zu, und versetzte mit seinen Hörnern ihm einen gewaltigen Stoß. Der Schäfer, der sich aus seinem süßen Schlummer so unsanft geweckt sah, gerieth in wüthenden Zorn. Er sprang auf, packte den Bock mit beiden Fäusten, und schleuderte ihn weit von sich. Der verscheuchte Bock rannte fort und stürzte in den nahen Abgrund. Die Schafe, wohl ihrer hundert, sprangen dem Bocke nach und wurden an den Felsen elend zerschmettert. Der Schäfer aber raufte sich vor Jammer die Haare aus, und rief:

„Weh' dem, der seinen Zorn nicht meistern kann,
Er richtet hundertfältig Unglück an."

2.

Die Geschichte von der unglücklichen Schafheerde wurde in dem ganzen Gebirge bekannt. Ein alter Schäfer, der sehr verständig und rechtschaffen war, machte von der Geschichte noch eine sehr gute Anwendung.

Seine Söhne und Töchter wollten einst auf den Jahrmarkt in die Stadt gehen, um dort zu tanzen. Der Vater aber sprach: „Das ist nichts für euch; dort geht es nicht immer zum Besten zu. Ich suchte euch bisher immer von dem Verderbnisse der Welt rein zu bewahren; allein dort könnt ihr leicht verdorben werden."

Die Kinder sagten: „Ei, Andere gehen ja auch dahin!"

Der Vater sprach hierauf: „Es gingen schon Viele dahin und büßten Gesundheit und Leben, Ehre und Unschuld ein. Wollet ihr ihnen es deßhalb nachthun? Macht es doch nicht, wie die Schafe. Ihr wißt, wenn eines

in den Abgrund springt, springen die andern alle nach. Ihr nennet sie deßhalb dumme Thiere. Allein der Mensch, der sich in das Verderben stürzt, weil Andere es auch so machen, ist um nichts klüger — sondern ein wahrer Schafskopf."

Stürzt sich ein Mensch in Sünd' und Schmach,
Seyd klug, und macht es ihm nicht nach.

Das getreue Hündchen.

Ein Krämer kehrte an einem rauhen Winterabende von dem Jahrmarkte in der Stadt zurück, und ging langsam neben seinem Wägelchen her, das nur mit einem Pferdchen bespannt, und mit vielen Waaren schwer beladen war. Tiefer Schnee lag, der Wind wehte schneidend kalt, und es fing an, dunkel zu werden.

Da kam aus dem Gebüsche ein kleines weißes Hündchen mit braunen Ohren hervor, eilte auf ihn zu, wedelte freundlich mit dem Schweife und winselte kläglich. Der mitleidige Mann dachte, das arme Thier müsse sich verlaufen haben, redete es an, und gab ihm durch Zeichen zu verstehen, es solle mit ihm kommen. Allein das Hündlein lief freudig bellend dem Gebüsche zu, sah aber immer nach ihm um. Der Mann wollte weiter gehen; allein das Hündlein stellte sich ihm, noch kläglicher winselnd, in den Weg, als wollte es ihn aufhalten. Als er stehen blieb, bellte es freudig und eilte abermals dem Gebüsche zu, richtete aber die Augen fast immer auf den Mann. Der Mann dachte, in dem Gebüsche müsse sich etwas Besonderes begeben haben, und folgte seinem kleinen Wegweiser.

Da fand er einen lieblichen Knaben in dem tiefen Schnee fest eingeschlafen; sein Kopf lag auf seinem kleinen Reiseränzchen. Der Mann wollte ihn aus dem tiefen Schlafe aufrütteln, und mit ihm sprechen; allein der Knabe redete nur mit schwacher Stimme und wie im Traume.

Da nahm der mitleidige Mann seinen warmen, wollenen Mantel ab, hüllte den Schlafenden darein, und machte auf seinem kleinen Fuhrwerke für ihn Platz. Nach einiger Zeit erholte sich der Knabe, und aus seinen Reden war so viel zu entnehmen: seine Mutter sey die Wittwe eines Jägers und ernähre sich mit Nähen und Stricken; sie habe ihren Sohn auf den Jahrmarkt geschickt, um bei einem bekannten Kaufmanne Musselin, Spitzen, Bänder und Strickgarn einzukaufen; er habe aber, weil alle Fußwege mit Schnee bedeckt sind, sich verirrt, und sey fast erfroren liegen geblieben.

Der Mann ließ sich nicht verdrießen, einen Umweg zu machen, um den Sohn zur Mutter zu bringen. Sie war sehr in Aengsten gewesen, warum ihr Sohn so gar lang ausgeblieben, und als sie jetzt vernahm, in welcher Todesgefahr er sich befunden habe, erhob sie beide Hände zum Himmel und rief, reichliche Thränen vergießend: „O Gott, wie danke ich Dir, daß Du ihn mir am Leben erhalten hast! Auch Euch, guter, fremder Mann,“ sagte sie, „werde ich für Eure christliche

Liebe mein ganzes Leben hindurch dankbar seyn!"

„Je nun," sagte der bescheidene Mann, „das Hündlein da hat eben so viel, ja noch mehr als ich beigetragen, Euren Sohn zu retten. Wäre das getreue Thierchen nicht gewesen, so hätte man Euren Sohn zurück gebracht — als eine Leiche."

„Es ist doch wunderbar," setzte der Mann noch bei, „welche Tugenden, möchte ich sagen, Gott den Thieren einpflanzt, die Er zu unserm Dienste bestimmt hat! Wir müssen sogar einen Hund wegen seiner Treue achten, hingegen einen treulosen Menschen verachten."

Wie edel, groß und herrlich ist die Treue,
Wo ist ein Mensch, der ihrer sich nicht freue?

Der Kettenhund.

Der Wirth im Dorfe wollte einen fremden Herrn, der eine Fußreise machte, begleiten und ihm den Weg zeigen. Viele Kinder, die aus der Schule kamen und vorbei gingen, blieben stehen, und beschauten den, wie es ihnen vorkam, prächtig gekleideten Herrn. Der Wirth machte seinen Hund, der an der Kette lag, los, um ihn mitzunehmen.

Da stürzte der Hund mit funkelnden Augen, als wäre er wüthend, unter der Menge von Kindern auf einen Knaben zu, und packte ihn mit den Zähnen. Der Wirth hatte große Mühe, den blutenden Knaben dem rasenden Hunde zu entreißen.

„Das ist mir unbegreiflich," sagte der Wirth, „warum der Hund, der sonst keinem Kinde ein Leid zufügt, auf einmal so wüthend tobt, und gerade gegen diesen Knaben so aufgebracht ist!"

„Das kann ich Euch wohl sagen," sprach der Nachbar, der auf das Jammergeschrei des

Knaben und der übrigen Kinder herbei gekommen war. „Dieser muthwillige Bube hat dem Hunde, der wegen der Kette sich nicht wehren konnte, öfter mit einer Gerte heftige Streiche versetzt. Ich habe ihm das gewehrt und ihn gewarnt. Allein er lachte mich nur aus. Der Hund aber hat dies nicht vergessen und sich an ihm nunmehr gerächt.“

Bedenk', wie bös an sich Thierquälerei,
Und oft dem Quäler selbst verderblich sey.

Die mit Gold aufgewogene Katze.

Ein Kaufmann in England ließ ein Schiff mit vielen Waaren beladen, um sie nach einem andern Welttheile zu versenden. Jedermann im Hause gab irgend etwas mit, um durch Handel daran zu gewinnen. Richard, ein

armer Waisenknabe, den der Kaufmann aus Barmherzigkeit angenommen, brachte, weil er sonst nichts hatte, eine junge Katze zum Mitnehmen. Der Hausknecht hatte sie, da sie noch klein war, ersäufen wollen. Der mitleidige Knabe aber hatte mit vielen Bitten die Erlaubniß erhalten, daß er das arme Thierchen aufziehen dürfe.

Das Schiff kam in ein Land, das von Mohren bewohnt wurde. Der Mohrenkönig ließ den Kapitän des Schiffes und einige seiner Leute zum Essen einladen. Es gab aber hier weder Tisch, noch Sessel; man speiste zu ebener Erde auf einem grünen Rasenplatze unter einem schattigen Baume sitzend. Allein man konnte fast keinen Bissen mit Ruhe genießen. Es gab da unzählige Mäuse, die ungescheut herbei kamen, zwischen den Speisen herum hüpften und davon fraßen.

Da ließ der Kapitän die Katze holen, und diese stürzte sogleich wüthend auf die Mäuse los und richtete unter ihnen eine schreckliche Niederlage an. Viele wurden erwürgt, die übrigen entflohen; in wenigen Minuten

war keine einzige lebende Maus mehr zu sehen.

Der schwarze König zeigte darüber große Freude, und ließ die Katze, die während der langen Schifffahrt groß geworden, zweifach mit Gold aufwiegen.

Als das Schiff mit dem Golde zurückkam, sprach der Kaufmann zu Richard: „Sieh, wie reichlich Gott dein Mitleid mit dem armen Thierchen belohnt hat!"

„Ach," sagte Richard zu dem Kaufherrn: „Sie haben an mir armen Waisenkinde noch unendlich liebreicher gehandelt! Gott wird es Ihnen hier und dort noch unendlich reichlicher vergelten."

Barmherzig seyn, sogar mit Thieren,
Soll jeglichen Gerechten zieren.
Barmherzigkeit ist mehr als Gold,
Und macht bei Gott und Menschen hold.

Die Maus.

Das Getreide war im Preise sehr hoch gestiegen; man befürchtete eine Theuerung oder gar eine Hungersnoth. Kunz, ein reicher Kornhändler dachte: „Jetzt kann ich, wiewohl ich keinen Acker habe, einen guten Schnitt machen. Das Getreide wird in kurzer Zeit ganz ungeheuer aufschlagen.“ Er kaufte zu ziemlich hohen Preisen vieles Getreide ein.

Da die Noth immer größer wurde, beschloß die Regierung, untersuchen zu lassen, ob, was sehr wahrscheinlich sey, sich noch so viel Getreide im Lande befinde, daß man bis zur nächsten Aernte ausreichen könne; wenn dem so sey, so müsse der zu hohe Preis auf einen billigen herabgesetzt werden. „Denn,“ sagten die Räthe einstimmig: „Es wäre ungerecht und grausam, Tausende von Armen Hungers sterben zu lassen, damit einige wenige Reiche noch reicher werden können; vielmehr muß man dem Wucher wehren und ihn bestrafen.“

Die von der Regierung aufgestellten Männer kamen nun vor allem in das Haus des Wucherers Kunz, und forderten ihn auf, getreulich anzugeben, wie viel er Getreide auf seinem Kornboden habe. Er aber betheuerte, er habe nur wenige Schäffel zu seinem Hausbedarf. Allein sie glaubten ihm nicht, und begaben sich auf den Kornboden, um nachzusehen, und fanden es wirklich so, wie er gesagt hatte.

Als die Männer in die Wohnstube herabgekommen waren, sprachen sie mit großem Ernste zu ihm, man wisse, daß er viele hundert Schäffel aufgekauft habe; er solle bekennen, wo er sie aufbewahre. Da ergrimmte Kunz, daß sie ihm nicht glauben wollten, behauptete, er habe alles wieder verkauft, er habe um kein Körnlein mehr als sie auf dem Kornboden gesehen hatten; dabei that er einen schrecklichen Fluch und schlug mit geballter Faust so mächtig auf den Tisch, daß die Stube zitterte.

Aber sieh, da regneten Getreidekörner auf den Tisch herab. Kunz hatte seinen ungeheuren

Vorrath von Getreide zwischen den Brettern seines doppelten Kornbodens verborgen. Eine Maus hatte ein Brett der Stubendecke durchgenagt, und auf den gewaltigen Faustschlag waren die Körnlein herabgefallen. Der erschrockene Wucherer wurde genöthigt, all das Getreide für die Hälfte des Geldes, das er dafür bezahlt hatte, abzuliefern. Da entstand das Sprichwort:

Was hilft's, erwucherts Gut verstecken!
Ein Mäuslein kann den Trug entdecken.

Das Eichhorn.

Gustav hatte ein Eichhorn, das ihm viele Freude machte. Besonders gefiel ihm, wie es die Nüsse so zierlich in beide Pfötchen nahm, sie an den Mund hielt, und so fertig aufnagte.

Der Knabe bemerkte, daß es hie und da eine Haselnuß sogleich wieder weglegte —

und daß diese Nuß allemal taub oder wurmstichig sey. Er sagte dieses dem Vater.

Der Vater sprach: „Ein Eichhorn betrachtet jede Nuß zuvor wohl, ob es auch der Mühe werth sey, sie aufzubeißen; es dreht die Nuß, die etwa auf dem Wurmloche liegt, zuvor um; es will den Schaden, den sie etwa hat, zuvor entdecken und sich keine vergebliche Mühe machen. Wir Menschen könnten von dem Thierchen lernen! Wir müssen jedes irdische Gut, das wir uns verschaffen möchten, vorher prüfen, ob es der Mühe, die es uns kosten würde, auch lohne; sonst können wir uns am Ende betrogen finden, wie ein Mensch, der eine wurmige Nuß aufbeißt, und anstatt des süßen Kerns zu genießen, sich nur den Mund verunreinigt.

Es gibt manch theuer erworbenes Vergnügen,
Womit die Menschen elend sich betrügen.

Der Hase.

Ein armer Knabe, mit einer kleinen, roth und weiß angestrichenen Trommel auf dem Rücken und einem vergitterten Kästchen unter dem Arme, kam vor das Schloß, unweit eines Dorfes, und rief: „Wäre es nicht erlaubt, auf meiner Trommel ein kleines Kunststückchen zu zeigen!"

Der Herr des Schlosses sprach: „Ja wohl! Komm einmal herein!"

Der Knabe kam herein, stellte die Trommel auf den Boden, öffnete das Kästchen, das er trug, und ein zahmer Hase kam daraus hervor. Die Kinder standen neugierig umher.

Der Hase roch erst ein wenig an der Trommel, setzte sich dann auf die Hinterfüße, und fing mit den Vorderfüßen so überaus schnell und fertig zu trommeln an, daß die Kinder vor Freude laut lachten.

Der Herr sprach verwundert: „Es muß

viele Mühe gekostet haben, das Thierchen so abzurichten!"

„O gar keine!" sagte der aufrichtige Knabe, und erzählte: „Mein Vater half in dem Forste Holz fällen, wurde von einem Baume, der umstürzte, hart beschädigt, und kann schon seit langer Zeit nichts mehr verdienen.

Da schenkte mir der Herr Förster die schöne neue Trommel und den Hasen, ließ ihn, so wie eben jetzt, trommeln und sagte: „Die Hasen pflegen im Winter das Gras unter dem Schnee hervor zu scharren. In der Trommel da ist etwas Heu. Den Hasen aber ließ ich hungrig werden. Da will er nun mit seinen zwei Pfoten, an denen die Krallen abgeschnitten sind, das Heu unter dem weißen Trommelfelle, wie aus dem Schnee, herauskratzen, und scheint so ein trefflicher Trommelschläger."

Der Herr beschenkte den Knaben und sprach: „Es ist ein sinnreicher Einfall von dem braven mitleidigen Förster, daß er deinem Vater und seinen vielen Kindern so aus der Noth half. Gott gebe, daß dein Vater bald wieder gesund

werde! Aber auch du mußt, wenn du stark genug seyn wirst, anstatt der Trommel zur Holzaxt greifen. — Uebrigens ist es sehr nützlich, Kenntnisse der Natur zu haben."

Gott lehrt die Thiere sich zu nähren,
Sollt' Er nicht uns auch Brod gewähren?

Das gut abgerichtete Reitpferd.

In einem Marktflecken lag während des Krieges ein Regiment Husaren im Quartier. Kurt, der Roßhändler, der zugleich ein Roßdieb war, stahl in der Nacht den Husaren ihr schönstes Pferd, und versteckte es im Walde. Als die Husaren fort waren, ritt er mit dem gestohlenen Pferde nach einer weit entfernten Gegend, um es dort zu verkaufen.

Er kam zu einer Stadt, wagte sich jedoch nicht hinein, sondern wollte außen daran vorbei

reiten. Als er aber um eine Ecke der Stadtmauer herum kam, erblickte er auf einer Wiese eine Schaar Husaren, die eben anfingen zu exerzieren. Sobald nun die Trompete erklang, setzte das Pferd sammt dem erschrockenen Kurt über den Straßengraben, schloß sich an Reih' und Glieder der Kriegspferde an, und machte nach dem Kommandowort und dem Trompetenschall alle Bewegungen und Schwenkungen, bald im Trab' und bald im Galopp, auf das Genaueste mit. Kurt war vor Angst fast außer sich, hielt sich am Sattelknopfe fest, verlor bei dem schnellen Ritte den Hut, und schwitzte große Tropfen. Die Soldaten aber lachten den armen, zitternden Kurt beständig aus.

Als das Exerzieren endlich vorbei war, umringten ihn Soldaten und Offiziere, und der Oberst sprach zu ihm sehr bedenklich: „Das ist ein junges, schönes, wohlabgerichtetes Soldatenpferd. Wie seyd Ihr zu dem Pferde gekommen?"

Kurt sagte, er habe es gekauft; allein von wem er es gekauft habe, konnte er nicht bestimmt angeben; er kam in weitere Untersuchung,

wurde nicht nur dieses Diebstahls, sondern noch vieler anderer, die er sehr schlau verübt hatte, überwiesen, und als ein Lügner und Dieb bestraft.

Wer stiehlt und lügt, dem geht's mit Recht,
So klug er sey, doch endlich schlecht.

Der Esel mit der Salzlast.

Ein Kaufmann hatte einen Esel, der mit Salz beladen seinen Weg immer ganz allein ohne Treiber zum nächsten Städtchen machte, und am Abende richtig wieder nach Hause kam. Eines Tages aber, da es sehr heiß war, legte sich der Esel in dem Bache am Wege nieder, und blieb eine geraume Zeit darin liegen. Das Salz zerschmolz, und als er aufstand, fühlte er keine Last mehr; munter und mit leichteren Schritten kam er mit den leeren zwei Tragkörben an Ort und Stelle.

„Von nun an," sprach der Kaufmann, „wird der Esel sich allemal in dem Bache niederlegen wollen; ich will es ihm aber schon verleiden." Er ließ den Esel, anstatt des Salzes, mit einer Last Badeschwämme bepacken, und der Esel lief, sobald er den Bach nur von Ferne sah, eilig dem Wasser zu, und legte sich mitten hinein, um seiner Last los zu werden. Allein da die Schwämme eine Menge Wasser einschluckten, so konnte er trotz aller Mühe und Anstrengung gar nicht mehr aufstehen und wäre sicher umgekommen, wenn man ihm nicht zu Hülfe geeilt wäre. Von nun an legte er sich mit seiner Last nicht mehr in das Wasser.

Der Kaufmann sprach: „Man schilt zwar den Esel dumm. Indeß weiß er doch, Erfahrungen zu benützen, und wir könnten von ihm lernen, wie denn auch das Sprichwort sagt: Man führt den Esel nur einmal auf das Eis. So klug ist er aber doch nicht, das Sprüchlein zu begreifen:

Was es in einem Falle thut,
Ist darum nicht im andern gut."

Der Bär.

In einem dicken Walde hielt sich ein großer Bär auf. Hubert und Eustach, zwei reisende Jägerbursche, hörten davon und sagten: „Den wollen wir bald haben."

Sie gingen nun alle Tage in den Wald, dem Bären aufzulauern. Am Abende kamen sie dann, wiewohl sie kein Geld hatten, in das Wirthshaus und tranken vom besten Weine. „Der Bär," sagten sie zum Wirthe, „wird die Zeche mit seiner Haut bezahlen."

Eines Tages, als sie wieder den Wald durchstrichen, kam endlich der ungeheuer große Bär fürchterlich brummend auf sie zu.

Hubert schoß vor Schrecken fehl, und kletterte eilends auf einen Baum. Eustach, dem sein Gewehr gar nicht losging, legte sich auf den Boden und stellte sich todt, weil er wußte, daß die Bären nichts fressen, was sie todt finden. Der Bär beroch ihn an Mund, Nase und Ohren und trabte wieder weiter.

Hubert stieg vom Baume herab, und sagte im Scherze zu Eustach: „Du, was hat dir der Bär denn in das Ohr gesagt?“

Eustach antwortete: „Er hat gesagt, wir sollen künftig die Bärenhaut nicht verkaufen, bevor wir den Bären haben.“

Verschwende nicht, was du erst willst erwerben;
Denn sonst geräthst du sicher ins Verderben.

Der Affe.

Ein vornehmer Herr hatte einen Affen, der, wie alle Affen, Alles, was er sah, nachahmte. Einmal siegelte der Herr einen Brief. Kaum hatte er, um in dem Nebenzimmer Geld zum Briefporto zu holen, sich entfernt, so nahm der Affe ein Blatt Papier, hielt das Siegellack an das Licht, aber von den brennenden Tropfen fielen einige, anstatt auf das Papier, auf seine

Pfoten. Vor Schmerz erhob er ein schreckliches Geschrei und warf das Blatt, das auch brannte, auf den Tisch. Die Papiere und der Teppich auf dem Tisch fingen Feuer, und es wäre eine Feuersbrunst entstanden, wenn der Herr, der auf das Geschrei des Affen hereinkam, die Flamme nicht gelöscht hätte.

Ein andermal rasirte sich der Herr. Kaum war er zur Thüre hinaus, so seifte sich der Affe ein, guckte in den Spiegel, nahm das Rasirmesser — und schnitt sich in die Nase, daß Blut und Seifenschaum auf seinem garstigen Gesichte durch einander flossen.

Wieder einmal putzte der Herr seine Pistolen, schaute einige Male in die Oeffnung, ob der Lauf rein genug sei, und drückte ein paarmal den Hahn ab, um zu sehen, ob er gut gehe. Hierauf lud er die Pistolen, hing sie an den Nagel, und ging, ohne an den Affen zu denken, in ein anderes Zimmer.

Der Affe aber nahm sogleich eine Pistole herab, spannte den Hahn, guckte in die Oeffnung des Laufes, drückte los — und schoß sich die Kugel durch den Kopf.

Alle im Hause kamen auf den Schuß in das Zimmer. Die Kinder jammerten sehr, als sie ihr lustiges Aeffchen in seinem Blute liegen sahen. Der Vater aber sprach: „Einem unvernünftigen Thiere ist eine solche Dummheit zu verzeihen; wenn aber Kinder, die Vernunft haben, gefährliche Dinge nachmachen, so ist es unverzeihlich. Nicht genug kann man ihnen einprägen, sie sollen sich vor Feuer, scharfen Messern und Schießgewehren in Acht nehmen.“

Wer nicht sein Leben will verlieren,
Soll, was gefährlich, nicht berühren.

Sechste Abtheilung.

Fische und andere Thiere.

Die Goldfischchen.

Adelinde lebte bei ihren Aeltern auf einem schönen Landgute. Eines Tages kamen vornehme Herren und Frauen aus der Stadt auf Besuch. Sie wurden herrlich bewirthet. Unter vielen Speisen trug man auch auserlesene Fische auf. Die Gäste sprachen während der Tafel, welche Fische wohl den Vorzug verdienten, die Forellen, Hechte oder Karpfen.

Eine Gräfin, eine sehr edle Frau und große Freundin der Naturgeschichte, sprach: „Der schönste aus allen Fischen ist der Goldkarpfe,

den man, weil er sehr klein ist, das Goldfischchen nennt. Was unter den Vögeln der kleine Kolibri ist, der wie Edelsteine funkelt, das sind unter den Fischen die Goldfischchen, die in der That so hell und schön glänzen wie lauter Gold."

Adelinde sagte, sie wünsche dergleichen schöne Fischlein zu sehen.

„Nicht nur sehen sollen Sie solche Fischchen," sagte die Gräfin, „sondern einige von mir zum Geschenke bekommen. Mit feingeriebenem Semmelbrod, mit Oblaten und gedörrtem, zartgepulvertem Eierdotter füttert man sie. Auch kleine Fliegen, die man in das Wasser wirft, haschen sie begierig auf. In einem großen Glase kann man sie Jahre lang erhalten, wenn man ihnen öfters frisches Wasser gibt, im Winter die Woche einmal, im Sommer mehrmal. Auch lieben sie den Schatten, und man darf sie nicht zu lange der Sonne aussetzen."

„Ich muß gestehen," fügte die Frau noch bei, „daß meine Goldfischchen mir schon viele Freude gemacht haben. Sie kennen mich und sind ganz zahm. Wenn ich an dem Glase

klingle, oder nur näher dazu hingehe, so schwimmen sie sogleich herbei, um ihr Futter zu bekommen. Ueberhaupt gehört es zu den schönsten Freuden, die ich auf Erden habe, die mancherlei Werke Gottes näher und aufmerksam zu betrachten, was aber in Hinsicht der Fische bei keinen so gut gelingt, als bei den Goldfischchen."

Nach einigen Tagen brachte ein eigener Bote, in einer großen hellen Glaskugel, die zur Hälfte mit Wasser gefüllt und oben ziemlich weit offen war, die Fischchen. Als der Bote, sehr gütig beschenkt, sich wieder entfernt hatte, sagte Adelinde zu ihrem Vater: „Aber, was soll das seyn! Die Fischchen sehen nur ganz schwärzlich aus, und man bemerkt an ihnen nicht das Geringste von Gold. Auch sind sie viel kleiner, als die Gräfin sie beschrieb; sie sind kaum halb so lang, als mein Finger."

Der Vater sprach: „Die sehr verständige und gütige Gräfin wollte dich gewiß nicht täuschen. Man muß den Worten guter, erfahrener Menschen glauben. Warte noch zu und habe Geduld! Die kleinen schwarzen

Fischchen werden wachsen, und endlich doch noch glänzen wie Gold."

Adelinde hatte lange Geduld. Nach und nach wurden die Fischchen größer und schimmerten so hell wie Silber, und die Silberfischchen verwandelten sich zuletzt in Goldfischchen. Sie war darüber höchst erfreut. „Die zarten Schüppchen," sagte sie, „gleichen schön und fein gebildeten Müschelchen. Kein Goldarbeiter könnte etwas Schöneres zu Stande bringen. Auch die kleinen Flossen sind so schön roth, wie Karmin. Ich kann die schönen Fischchen nicht genug ansehen und betrachten. Die Fischchen machen mir unbeschreibliches Vergnügen."

„Nicht nur Vergnügen macht es uns," sprach der Vater, „wenn wir eines der Geschöpfe Gottes näher betrachten, wir müssen noch vielmehr die Weisheit und Allmacht des Schöpfers daran bewundern. Wie ist es diesen Fischchen im Wasser so wohl, in dem wir ertrinken müßten! Wie sie ihrer Flossen sich so geschickt als kleiner Ruder zu bedienen wissen, um schnell dahin zu schwimmen, wohin sie wollen? Sie sind lebendige Schiffchen. Und wie sind sie mit den zier-

lichen kleinen Schüppchen so nett und sorgfältig bedeckt, damit kein Wasser eindringe! Sie sind mit Allem, was sie als Fische nöthig haben, hinreichend ausgestattet und überdieß mit Schönheit geschmückt. So zeugen alle Geschöpfe, im Wasser und auf der Erde, von Gottes Weisheit und Güte; sie sind recht dazu geeignet, unser Gemüth zum Himmel zu erheben."

Adelinde fütterte ihre Goldfischchen täglich, und betrachtete sie mit immer neuer Freude. Eines Tages sagte sie: „Es war sehr weise von der Frau Gräfin, daß sie die Fischchen als jung und klein mir übersendet hat. Meine Freude war um so größer, zu beobachten, wie die niedlichen Geschöpfe nach und nach erst wurden, was sie jetzt sind."

Der Vater sprach: „Mir kommt hier noch eine Bemerkung in den Sinn. Wie die Goldfischchen anfangs nur dunkel und schwärzlich aussahen, hernach hell wie Silber glänzten und endlich wie lauter Gold, so gelangt auch der Mensch nur nach und nach zur Vollkommenheit. Wie klein, schwach und unbehülflich ist dem Leibe nach ein neugebornes Kind? Es kann nur weinen, nicht einmal lächeln. Wie viel Jahre vergehen, bis ein Mensch in seiner vollen

Kraft und Schönheit dasteht. Wie aber der Leib des Menschen wunderbar wächst, so soll auch die Seele, der Geist des Menschen, wachsen und zunehmen an Weisheit und Tugend. Die Seele eines Kindes ist anfangs ganz unwissend und ohne edlere Gefühle. Nur nach und nach wird das Kind der Dinge umher und seiner selbst sich bewußt. Es lernt seine Aeltern kennen und lieben, und erhält von ihnen seinen ersten Unterricht. Es gelangt zur Erkenntniß und Liebe Gottes und zum freudigen Gehorsam gegen Ihn."

Diese Fischchen wurden ohne ihr Zuthun erst silbern und dann golden; allein der Mensch kann nur mit vieler Mühe und mit Gottes Beistand das werden, was er seyn soll. Er muß dem Guten ernstlich nachtrachten, die Versuchungen zum Bösen überwinden, in Leiden Geduld haben, auf Gott vertrauen, wachen und beten. Nur dann kann er es so weit bringen, daß seine Tugenden bewährtem Silber gleichen, ja dem reinsten, durch Feuer geläutertem Golde.

Stets besser, stets vollkommener zu werden,
Sey unser tägliches Bemüh'n auf Erden.

Die Karpfen.

Ein Fischer hatte neben seiner Hütte einen kleinen Weiher voll Karpfen, und Ottmar, der Fischerjunge, mußte von Zeit zu Zeit eine Lägel voll auf seinem Rücken zum Verkaufe austragen.

Einmal stahl nun Ottmar aus dem großen herrschaftlichen Teiche einen Karpfen, um ihn mit seinen eigenen zu verkaufen. Als er aber zu der Frau Amtmännin kam, rief sie, sobald sie diesen Karpfen erblickte: „Ach, den hast du aus dem herrschaftlichen Weiher entwendet; ich kenne ihn genau.“ Ottmar bekam nichts für den Fisch, und wurde noch überdies als ein Dieb, vierundzwanzig Stunden lang, eingesperrt.

Nach einer Zeit stahl Ottmar der Herrschaft abermals einen Karpfen, that ihn in seine Lägel und sagte: „Dieser Fisch und die übrigen

Fische sind einander so vollkommen gleich, daß ich selbst sie nicht auseinander kenne. Kein Mensch kann entdecken, welcher Fisch nicht aus meinem Weiher sey."

Er kam damit zu dem Förster. Der Förster betrachtete die Fische in der Lägel und sagte: „Diesen da hast du der Herrschaft gestohlen!" und Ottmar kam nun auf drei Tage bei Wasser und Brod in den Thurm.

Der junge Dieb wollte sein Glück noch einmal versuchen. Er stahl aus dem Weiher der Herrschaft einen großen Spiegelkarpfen und trug ihn, nebst zwei eben so großen, schönen Spiegelkarpfen, auf den Fischmarkt in die Stadt, wo man von Ottmar und seinen Streichen nichts wußte. Allein ein Marktaufseher, der auf dem Fischmarkte umher ging und die Waaren besah, rief auf einmal: „Das ist ein gestohlener Fisch!" Ottmar mußte mit dem Manne vor das Stadtgericht, und bekam viele Schläge.

„Mich wundert nichts," sagte Ottmar, „als wie man es diesen Fischen sogleich ansah, daß sie gestohlen seyen!"

Das Kunststück bestand aber darin, daß der Verwalter allen jungen Karpfen, ehe er sie in den Teich that, ein klein wenig von der Schwanzflosse abstutzte, und nur einigen vertrauten Leuten davon sagte. Wer nicht davon wußte, konnte es kaum bemerken. Nachdem Ottmar lange vergebens nachgesonnen, sagte er: „Sey das, wie es wolle, ich weiß nun doch so viel:

Ein Diebstahl ist schwer zu verhehlen;
Am Besten ist's — gar nicht zu stehlen."

Theuere Fische.

Ein reicher Kaufmann in England hatte um Weihnachten seine Freunde auf eine Schüssel Lampretten, schmackhafter Meerfische, eingeladen, die zu dieser Jahreszeit etwas Seltenes sind. Es wurden mehrere Speisen aufgetragen, und am Ende kam denn eine große verdeckte Schüssel, in der man die Lampretten

vermuthete. Allein als man den Deckel abnahm, fanden sich darin, anstatt der erwarteten Fische, einige Goldstücke.

Der Kaufmann aber sprach: „Meine Freunde! Die Fische, die ich Ihnen vorzusetzen versprach, sind dieses Jahr seltener als je, und dreimal theurer als ich dachte. Die Eitelkeit und Prunkliebe, das Seltenste auf der Tafel zu sehen, hat ihren Preis sehr hoch gesteigert. Eine Lamprette kostet gegenwärtig eine Guinee, (ein Goldstück, ungefähr zwölf Gulden werth.) Da fiel mir denn ein, daß in dem Dorfe ein Tagwerker krank liegt, nichts verdienen kann, und mit seinen Kindern Hunger leiden muß. Von dem Golde, das für das einzige Gericht zu bezahlen wäre, könnten die armen Leute ein halbes Jahr leben. Wollen Sie nun, meine Herren, von den Seefischen essen, so werde ich sie unverzüglich kommen und zubereiten lassen. Wollen Sie aber das Geld dem armen Manne zuwenden, so behalte ich mir vor, Sie im künftigen Frühlinge mit eben solchen Fischen zu bewirthen, die dann wohlfeiler, nicht minder schmackhaft, ja wohl noch schmackhafter seyn werden."

Alle Gäste gaben ihm Beifall; jeder legte noch ein Goldstück dazu — und dem armen Manne war aus seiner Noth geholfen.

Verschwende nicht dein Geld für Leckerbissen,
Wenn Andere bittern Hunger leiden müssen.

Die Schlange unter Blumen.

Die Frau von Grünthal saß eines Morgens in ihrem Zimmer, und nähte. Ihre sechs Kinder waren um sie versammelt. Zwei Knaben lasen und schrieben, zwei Mädchen strickten, und die zwei kleinsten Kinder spielten miteinander. Da kam der Gärtner mit einem Körblein voll Blumen, stellte es auf den Tisch, und sagte, er bringe es den Kindern zum Geschenke.

Die Kinder drängten sich alle jubelnd um das Körblein, und betrachteten die schönen Blumen. Die Mutter stand dabei, und freute sich, noch mehr über die fröhlichen Gesichter ihrer Kinder, als über die lieblichen Blumen.

Aber sieh — da fingen die Blumen an, sich wie von selbst zu regen, und plötzlich erhob eine giftige Natter zischend ihren Kopf aus den Blumen. Die Kinder entflohen mit Entsetzen nach allen Seiten.

Der Gärtner tödtete die Natter, die eine der gefährlichsten Schlangen war, und sagte, er habe das Körblein gestern Abends schon mit Blumen gefüllt; allein da er die Herrschaft nicht zu Hause angetroffen, es in den Garten gestellt, damit die Blumen in der Nacht mit Thau benetzt würden, und frisch blieben. Da müsse die Schlange, ohne daß er etwas davon merkte, hineingekrochen seyn.

Die Mutter rief die erschrockenen Kinder wieder zusammen, und sprach zu ihnen: „Euer Schrecken kann euch für euer ganzes Leben heilsam seyn. Seht da, so versteckt sich unter den Freuden und Lüsten dieser Welt die Verführung. Seyd daher vorsichtig und vergeßt nie das Wort eurer Mutter:

Oft findet man bei dem Vergnügen
Die Schlange unter Blumen liegen."

Die rettende und tödtende Schlange.

Ein Kornhändler, ein sehr rechtschaffener, redlicher Mann, ging mit einer schweren Geldgurte um den Leib durch einen Wald. Ein Räuber stand mit geladener Flinte im Gebüsche, und lauerte auf ihn, spannte, sobald er ihn erblickte, den Hahn, und ließ sich, um sicherer zu zielen, auf ein Knie nieder.

Es wäre nun um den guten Mann geschehen gewesen! Allein in diesem entscheidenden Augenblicke rettete ihn Gottes heilige Vorsehung. Der Räuber kniete auf eine Schlange, die im dürren Laube versteckt war. Sie fuhr auf, fiel ihn wüthend an, und der Schuß ging fehl.

Auf den Schuß und das Jammergeschrei des Räubers sprang der Kornhändler herbei. Da sah er mit Entsetzen, wie der unglückselige Mensch auf dem Boden lag, und die Schlange,

eine der giftigsten, sich ihm um Arm und Hals gewickelt hatte — und ihm mehrere grimmige Bisse versetzte. „Ach,“ seufzte der tödtlich Verwundete, indem er den Kornhändler erblickte, „mir geschieht es recht! In eben dem Augenblicke, da ich dir das Leben rauben wollte, werde ich selbst ein Raub des Todes!“

Der Gerettete blickte voll innigen Dankes zum Himmel auf, und voll Mitleids auf den Sterbenden, der unter furchtbaren Schmerzen ein schauerliches Ende nehmen mußte.

Gott rettet gute Menschen wunderbar,
Gar oft aus drohendster Gefahr;
Oft trifft den frechen Bösewicht
Gleich auf der That sein Strafgericht.

Die Eidechse.

Eine arme Mutter ging mit ihren zwei Kindern, einem Knaben und einem Mädchen,

auf den Schloßberg, nicht weit von ihrem Dorfe, um dort Kräuter für die Apotheke zu sammeln. „Seht," sagte sie, als sie oben war, zu den Kindern, „hier an diesen Felsen herum ist alles roth von Erdbeeren; pflücket und esset nach Herzenslust! Ich will indessen zwischen jenen alten Mauern Kräuter suchen."

Sie ging. Allein kaum hatte sie einige Kräuter abgepflückt, so fing das kleine Lorchen an, laut zu schreien. Die Mutter sprang erschrocken hin — und das Mädchen stand mit Augen voll Thränen da und sagte: „O Mutter! ein böses, giftiges Thier wollte mich beißen!" Allein der Knabe lachte und sagte: „Es war nichts als eine Eidechse!"

„Nun," sprach die Mutter, „da hättest du nicht erschrecken sollen; das schöne, goldgrüne Thierchen ist nicht giftig und thut keinem Menschen etwas zu Leid."

Allein da die Mutter noch redete, entstand plötzlich ein furchtbares Getöse, als donnerte es, und der Berg ward so erschüttert, wie bei einem Erdbeben. Alle blickten erschrocken umher. Die dicke Mauer, an der die

Mutter Kräuter gesammelt hatte, war eingefallen.

„O Kinder!“ sprach die Mutter, „laßt uns Gottes heilige Vorsehung anbeten. Durch eine Eidechse — wer sollte es glauben! — rettete mir Gott das Leben. Hätte die Eidechse nicht eben in dem rechten Augenblicke Lorchen so erschreckt, daß es laut schrie — so läge ich jetzt unter jenen Steinen begraben!“

Der Mensch sieht — hat er helle Augen nur —
Von Gottes Vorsicht überall die Spur.

Die Bienen.

1.

Alois kam in den Garten des Nachbars, und sah einen blühenden Rosenstrauch. Er pflückte eine Rose und sagte: „Nun will ich mich einmal daran satt riechen!“ Als er aber

sein kleines Näschen begierig in die halb geöffnete Rose hineinsteckte, empfand er mit einem Mal einen entsetzlichen Schmerz. Ein Bienlein war in der Rose versteckt, und stach ihn, weil er es fast zerdrückt hatte — in die Nase.

Mit Unverstand genoss'ne Freuden
Verwandeln sich in Schmerz und Leiden.

2.

Alois, der sehr jähzornig war, ergriff nun ganze Hände voll Erde und Schollen, und warf wüthend nach den Bienenstöcken. Da wurden die Bienen so aufgebracht, daß sie in Menge über ihn herfielen, und ihm unzählige Stiche versetzten. Er wurde tödtlich krank, mußte unsägliche Schmerzen ausstehen — und kaum kam er noch mit dem Leben davon.

Erträgst du Eine Unbild nicht mit Ruh,
So ziehest du dir deren hundert zu.

Die Bienen und die Rosen.

Adolph wollte einmal eine Rose pflücken, und stach sich an den Dornen, daß er brennende Schmerzen fühlte; ein anderes Mal wollte er von einem Bienenstocke Honig naschen, und die Bienen versetzten ihm mehrere sehr schmerzliche Stiche.

„Aber warum," sprach er zu seinem Vater, „haben doch die schönen Rosen so spitzige Dornen, und die honigreichen Bienen so giftige Stacheln?"

„Es ist vielleicht zur Erinnerung," sprach der Vater, „daß selbst das Schöne und Süße in der Natur den unvorsichtigen Menschenkindern verderblich werden könne. Laß es dir deßhalb gesagt seyn:

Was schön und süß hat man wohl gern,
Doch die Gefahr ist selten fern."

Die Fliegen und die Spinnen.

Ein junger Prinz sagte einmal: „Wozu hat wohl Gott die Fliegen und die Spinnen erschaffen? Dergleichen Ungeziefer nützt ja keinem Menschen etwas. Wenn ich nur könnte, ich würde sie alle von der Erde vertilgen."

Sein Lehrer sprach: „Die ganze Schöpfung, diese große Haushaltung Gottes, ist so weise eingerichtet, daß alle, auch die geringsten Geschöpfe, ihren Nutzen haben, obwohl wir denselben nicht immer bestimmt angeben können."

„Nun wohl," sprach der Prinz, „für das Ganze der Natur mögen die kleinen Thierchen immerhin nützlich seyn. Allein dem einzelnen Menschen sind sie doch oft recht zur Plage."

„Auch dem einzelnen Menschen," sprach der Lehrer, „kann Gott durch das kleinste Seiner Geschöpfe die größte Wohlthat erweisen, ja ihm gar das Leben retten."

Der Prinz sagte: „Ich halte es für unmöglich, daß ich jemals einer Fliege oder Spinne die Rettung meines Lebens zu danken haben könnte."

Nach einigen Jahren zog der Prinz in den Krieg, und mußte sich einmal vor dem Feinde flüchten. Ermüdet legte er sich Abends im Walde unter einem Baume nieder und entschlief. Ein feindlicher Soldat schlich mit gezücktem Schwerte auf ihn zu, um ihn zu ermorden. Allein in eben diesem Augenblicke kam eine Fliege und stach den Prinzen so heftig in die Wange, daß er erwachte.

Er erblickte seinen Feind, sprang auf, zog sein Schwert — und der Soldat entfloh.

Der Prinz verbarg sich nun in eine Höhle des Waldes, und blieb da über Nacht. Eine Spinne spannte zu Nacht ihr Netz vor dem Eingange der Höhle aus. Am Morgen kamen zwei Soldaten, die ihn suchten, vor die Höhle. Der Prinz hörte sie mit einander reden. „Sieh," rief der Eine, „dahinein wird er sich versteckt haben!" „Nein," sagte der andere, „da drinnen kann er nicht seyn; denn im Hineingehen

hätte er ja das Spinnengewebe zerreißen müssen.“

Als die Soldaten fort waren, rief der Prinz gerührt und mit aufgehobenen Händen: „O Gott, wie dank' ich Dir! gestern hast Du mir durch eine Fliege, und heute durch eine Spinne das Leben gerettet. Wie gut ist Alles, was Du gemacht hast.“

Ein Thierchen sey auch noch so klein,
Es kann dem Menschen nützlich seyn.

Das Marienkäferlein.

Eine Gräfin fuhr mit ihren fünf Kindern durch eine gebirgige Gegend. Ihre Tochter Amalia, erst neun Jahre alt, bekam auf der Reise heftige Zahnschmerzen. In einiger Entfernung von der Straße stand, unter zwei schattigen Buchen, eine kleine, an der Vorder=

seite ganz offene Feldkapelle. Amalie bat ihre Mutter um die Erlaubniß auszusteigen, um dort zu beten. Die Mutter gestattete es, blieb aber mit den kleinern Kindern in der Kutsche sitzen.

In der Kapelle befand sich ein sehr anmuthiges Marienbild mit dem Jesuskind auf dem Arme. Während Amalia hier kniete und betete, kam ein Hirtenmädchen, Namens Maria, herbei, kniete neben ihr nieder und betete auch sehr andächtig.

Als Amalia aufstand, stand das Mädchen auch auf und sagte zu ihr: „Wie mir Ihr Bediente erzählte, haben Sie Zahnschmerzen. Vielleicht kann ich Ihnen helfen. Erlauben Sie, daß ich mit meinem kleinen Finger den schmerzhaften Zahn berühre.“ Amalia erlaubte es — und der Schmerz ließ sogleich nach und hörte über eine Weile ganz auf.

Amalia rief erstaunt und erfreut: „Gott hat das Gebet von uns beiden erhört; es ist dies ein offenbares Wunder!“

Das Mädchen sagte: „Es ist allerdings eine wunderbare Fügung Gottes, daß ich Sie,

eben als Sie diese Schmerzen litten, hier antraf und das Mittel eben bei der Hand hatte."

„Du hast aber nichts in der Hand," sagte Amalia; „worin besteht dieses Mittel?"

„Sehen Sie da, in diesem winzig kleinen Schächtelein, das ich immer in meiner Hirtentasche bei mir führe, die netten, rundlichen, pomeranzenrothen Käferlein mit sieben schwarzen Pünktlein? Wenn man ein solches Käferlein mit dem Finger zerdrückt, so behält er eine Zeit lang die Kraft, Zahnschmerzen zu stillen. Ich schenke Ihnen die Käfer, sammt dem Schächtelein, weil ich leicht wieder andere fangen kann."

Amalia sagte: „O komm doch mit mir zu meiner Mutter!"

Die Gräfin fragte das Mädchen: „Wie hast du denn dieses Mittel kennen gelernt?"

Maria antwortete: „Ein alter Hirt hat mir einmal damit die Zahnschmerzen gestillt."

Die Gräfin wollte das Mädchen beschenken. Maria aber sagte: „Ich darf für die Kur nichts nehmen; der alte Mann hat es mir verboten. Dort in der niedrigen Hütte,

die Sie ganz am Ende des Thales sehen, liegt er krank. Geben Sie das Geld ihm; Sie dürfen ihm aber nicht sagen, warum Sie es ihm geben, sonst nimmt er es nicht. Denn der fromme, gute Mann sprach zu mir: „Du mußt armen Kranken helfen, ohne dich dafür bezahlen zu lassen, oder aus einem solchen Mittel ein Geheimniß zu machen und Wucher damit zu treiben. Wir müssen das Wort des Herrn befolgen: Umsonst habt ihr es empfangen, umsonst gebt es auch."

Die Gräfin ließ ihre prächtige Kutsche vor der armen, mit Stroh bedeckten Hütte halten und ging hinein; sie fand den ehrwürdigen frommen Greis, zwar vom Alter schwach und krank, aber sehr heiter und zufrieden. Sie unterhielt sich eine Weile mit ihm und gab ihm eine reichliche Unterstützung.

Die Gräfin betrachtete, als sie wieder in ihrem Reisewagen saß, eines der Käferlein, und sagte: „Wer sähe diesem so kleinen Geschöpfe an, daß es solche geheime Heilkräfte besitze? Wie viel Heilsames und Nützliches liegt in der Natur verborgen, das nur der Zufall, oder

vielmehr Gottes Fügung einem aufmerksamen frommen Gemüthe entdecken kann."

Dieses bekannte Käferlein, gewöhnlich Sonnenkäferchen genannt, hilft zwar nicht bei jeder, aber bei einer gewissen Art von Zahnschmerzen ganz sicher. Man nennt es — vielleicht von dieser Begebenheit her — auch Marienkäferlein.

Herrlich schuf Gott die Natur;
Alles trägt von Ihm die Spur,
Alles, alles fern und nah,
Ist zu unserm Besten da.

Die Schmetterlinge.

1.

Ein Vater saß Abends in seinem Gartenhause. Man hatte eben das Licht angezündet. Da kamen durch das offene Fenster zwei Schmet=

terlinge mit purpurrothen und goldverzierten Flügelchen herein, und flogen munter um das brennende Kerzenlicht herum. Moritz, der älteste Knabe, suchte vergebens ihnen abzuwehren. Eines der artigen Thierchen kam der Flamme zu nahe, versengte die zarten Flügelchen, fiel herab und lag zuckend und sterbend auf dem Tische.

„So," sprach der Vater, „geht es der Jugend, die sich von dem eitlen Schimmer der Welt blenden, sich nicht warnen, sondern zu Thorheit und Sünde verleiten läßt. Ihr Ende ist Tod und Verderben."

Den Leichtsinn bringt ein Augenblick
Oft um des ganzen Lebens Glück.

2.

Das andere Sommervögelchen, das sich auf dem Tische gesetzt hatte, wollte eben auffliegen, und der Flamme zueilen. Da bedeckte es der Vater, um es von dem Tode zu erretten, schnell mit einer leeren Theeschale, die auf dem Tische stand.

„Wenn dieses Thierchen denken und reden könnte," sprach der Vater, „so würde es sich über mich beschweren, daß ich es so unbarmherzig in ein dunkles Gefängniß einsperre. Denn es fiel demselben wohl nicht ein, daß ich ihm eine große Wohlthat erwies, und daß ich es mit Anbruch der lieblichen Morgenröthe wieder aus seinem Kerker befreien werde."

„So beklagen wir Menschen uns nicht selten über Gott, der aus den weisesten und liebevollsten Absichten über uns Leiden kommen läßt, um uns vor dem Verderben zu bewahren, und uns der künftigen Herrlichkeit des Himmels theilhaftig zu machen."

Kurz währt das Leiden dieser Zeit,
Doch ewig jene Seligkeit.

3.

Moritz hatte seine Freude daran, schöne Schmetterlinge zu sammeln, und auch andere Insekten, die ihm gefielen. Eines Tages erblickte er an einem Weidenzweige eine schöne, lichtgrüne Raupe, die mit zarten, weißen und

gelben Linien und Punkten geziert und ihm noch gänzlich unbekannt war.

Er nahm den Zweig sammt der Raupe mit nach Hause, und stellte ihn in ein Geschirr voll Wasser. Die Raupe blieb beständig auf dem Zweige und nährte sich von den Blättern. Nach einiger Zeit aber wurde sie unruhig und verließ den Zweig. Der Vater sprach: „Fülle einen Blumentopf mit Erde, lege die Raupe auf die Erde, und stürze, damit sie nicht entlaufen kann, eine der Glasglocken darüber, mit denen wir junge Blumenpflänzchen zu bedecken pflegen. Dann sieh zu, was mit der Raupe noch ferner vorgehen werde.“

Die Raupe wühlte die Erde auf, verscharrte sich darin, und es war nichts mehr von ihr zu sehen.

„Ist es nun aus mit ihr,“ fragte Moritz, „wird nichts mehr von ihr zum Vorschein kommen?“

„Diesen Spätherbst und Winter hindurch nichts mehr,“ sagte der Vater. „Aber habe nur Geduld. Wir wollen weiter sehen.“ Er sagte dem Moritz, wo er den Blumentopf aufbewahren solle.

Als die Frühlingssonne anfing kräftig und warm zu scheinen, hieß ihm der Vater den Blumentopf an das Fenster stellen.

Aber wie erstaunte Moritz, als an eben der Stelle, wo die Raupe sich vergraben hatte — ein Schmetterling hervorkam. „Welch ein wunderschöner Sommervogel!" rief Moritz. „Die schön gezeichneten braunen Flügel sind mit dem lieblichsten Rosenroth geschmückt Auch die schwarzen Ringlein, mit denen das schöne Himmelblau eingefaßt ist, und der schwarze Punkt in der Mitte, nehmen sich ungemein gut aus. Man könnte sie mit den Augen auf dem Schweife des Pfauen vergleichen."

„Wohl," sprach der Vater. „Man nennt diesen Schmetterling deßhalb, und weil er nur Abends fliegt, das Abendpfauenauge. Doch dieß bei Seite! Die wunderbare Verwandlung eines kriechenden Wurmes in ein so schönes fliegendes Geschöpf verdient, daß wir sie näher erwägen. Doch muß ich dir zuvor etwas aus der Weltgeschichte erzählen."

„An dem goldgelben, durchsichtigen Bernstein beobachtete man, daß er, wenn man ihn reibt,

Stäubchen, zarte Papierstreifchen und dergleichen anziehe, und auch kleine Fünklein von sich gebe. Diese Beobachtung führte auf die Entdeckung des Blitzableiters, der uns und unsere Wohnungen vor den verderblichen Blitzstrahlen sicher stellt.

An dem Magnetstern bemerkte man, daß er Eisenfeilspäne anziehe und festhalte. Weitere Versuche zeigten, daß ein länglichtes Stückchen Magnetstein, an einem Faden aufgehängt, mit einem Ende immer nach Norden deute. Diese Wahrnehmung veranlaßte die Erfindung der Magnetnadel, die den Schiffern den Weg über das weite, unübersehbare Weltmeer in ferne Länder zeigt, wo sich uns ein neuer Schauplatz der herrlichen Werke des Schöpfers öffnete, und woher reichliche Gaben Gottes zu uns gebracht wurden.

Was man am Bern- und Magnetstein bemerkt, so klein und unbedeutend es scheint, führte auf große, wichtige Entdeckungen. Die Verwandlung, die mit diesen und ähnlichen Schmetterlingen vorgeht, ist ein ohne Vergleich auffallenderes, ja wahrhaft wunderbares Er=

eigniß; sollte es nicht auch auf irgend eine für das ganze Menschengeschlecht höchst wichtige Wahrheit hindeuten?"

„Und so ist es auch, mein liebster Moritz! Schon die alten heidnischen Griechen erkannten, daß der Schmetterling, dessen Bild man auf vielen ihrer Grabmale, die noch vorhanden sind, erblickt, auf ein Leben nach dem Tode hindeute. Ja sie bildeten die Seele, in ihrer Sprache Psyche genannt, mit Schmetterlingsflügeln ab."

„Uns Christen ist die göttliche Verheißung eines Lebens jenseits des Grabes gegeben, und einer Umwandlung in vollkommenere Wesen. Daran erinnert uns, was wir an dem Schmetterling bemerken. Alle Menschen müssen sterben und werden begraben; sie werden aber wieder auferstehen. Das wird uns an dem Schmetterling, der vorher als eine Raupe in der Erde vergraben lag, aber lebendig und in schönerer Gestalt wieder daraus hervorkam, sinnbildlich vor Augen gestellt."

Moritz nahm diese Bemerkung zu Herzen und wurde davon sehr gerührt. Er zeichnete ein Grabmal, über das eine Trauerweide ihre

Zweige herabsenkte; aus der offenen Urne des Grabmals schwebte ein schöner Schmetterling empor. Er schrieb darunter:

Wie lieblich läßt uns Gott im Bilde sehen,
Daß die Begrabenen einst auferstehen!
Dankt Ihm! Er will nach diesem Erdeleben
Ein seligers uns in dem Himmel geben.

Inhalt.

Erste Abtheilung.

Blumen.

Seite

Zweite Abtheilung.

Garten- und Feldfrüchte.

Dritte Abtheilung.

Bäume und Baumfrüchte.

Seite

Vierte Abtheilung.
Vögel.

Fünfte Abtheilung.
Landthiere in Feld und Wald.

Sechste Abtheilung.

Fische und andere Thiere.

Druck von Ph. J. Pfeiffer in Augsburg.